Der zweite Schreibtisch

Unternehmerroman über ein Paar und seine Firma

Dr. Dieter Bischop

Der zweite Schreibtisch

Unternehmerroman über ein Paar und seine Firma

Dr. Dieter Bischop

Auftakt

An einem Sonntag im Frühjahr saßen drei Menschen in einer Küche.

Der Vater, der Sohn, die Frau, die er heiraten wollte. Dazu ein vierter, der Steuerberater der Familie, der extra gekommen war und seinen Mantel über die Stuhllehne gelegt hatte. Auf dem Tisch lagen Papiere, daneben ein Teller mit Streuselkuchen.

Die Mutter des Sohnes war seit einundzwanzig Jahren tot.

Den Nachmittag hatte der Vater so gewollt. Sein Sohn würde die Firma übernehmen, und das stand fest, solange der Sohn denken konnte. Weil es feststand, musste vorher etwas geregelt werden.

Der Steuerberater erklärte es freundlich und gründlich. Gütertrennung. Damit gäbe es im Fall einer Scheidung keinen Zugewinnausgleich, auch nicht für den Wertzuwachs der Anteile. Der Notartermin war in zwei Wochen. Das hier war nur der Entwurf. Er fragte, ob es Fragen gebe.

Die junge Frau war Firmenkundenberaterin bei der Sparkasse. Von allen Menschen an diesem Tisch verstand sie am genauesten, was dort stand.

Sie setzte ihren Namen unter den Entwurf.

Sein Vater nahm ihr das Blatt aus der Hand, schob ihr den Teller hin und sagte: So. Das hätten wir.

Sie rührte den Kuchen nicht an. Gegessen hat davon nur der Sohn.

Ihr Verlobter sagte nichts. Nicht dafür, nicht dagegen. Er trug hinterher die Tassen zur Spüle, und auf der Rückfahrt sagte er, der Kuchen sei trocken gewesen.

Zwei Wochen später unterschrieben sie beim Notar denselben Text. Über den Sonntag hatten sie bis dahin nicht gesprochen.

Ich war nicht dabei. Achtzehn Jahre später rief sie mich an. Wegen der Abläufe in der Firma.

Von dem Sonntag erfuhr ich erst im zweiten Jahr, und ich habe lange gebraucht, bis ich beide dazu gebracht habe, davon zu erzählen.

Vorbemerkung: Wie dieses Buch gebaut ist

Was du hier liest, ist ein Roman.

Drei Jahre in einer Spedition mit zweihundertsiebzig Menschen und in einer Ehe, die zu Beginn seit achtzehn Jahren bestand, ohne dass jemand gefragt hätte, ob sie noch funktioniert. Lies es wie einen Roman. Es ist einer. Nur wirst du vermutlich an mehreren Stellen aufsehen und denken, dass dir das bekannt vorkommt.

Eine Anleitung steht nicht darin. Hinten findest du ein paar Seiten, die aus der Geschichte heraus fragen, was bei dir offen ist, und drei Sachen, die du an einem Montagmorgen anders machen kannst. Die Verfahren im Einzelnen stehen kostenfrei auf meiner Internetseite, hanseatisches-institut.de.

Lies erst die Geschichte zu Ende, die Seiten danach hinterher. In der anderen Reihenfolge fragst du dich Sachen, zu denen du den Fall noch nicht gesehen hast.

Wer wer ist, steht hinten, vor dem Anhang. Das Inhaltsverzeichnis steht auf der nächsten Seite.

Eines noch. Die Grundsätze dahinter nenne ich Systemgesetze, und Naturgesetze sind es nicht. Woher die einzelnen Teile stammen, steht am Ende des Buches.

Ein lebendiges Buch

Dieses Buch ist fertig, aber nicht abgeschlossen. Was ich in meiner Arbeit weiter verstehe, geht in die nächste Fassung ein, und was du mir schreibst, auch. Mehr dazu am Ende des Buches.

Inhaltsverzeichnis

Auftakt

Vorbemerkung: Wie dieses Buch gebaut ist

1. Der Name, den sie nannte
2. Zwei, die über die Firma reden
3. Der Tisch, an dem sie sitzt
4. Wann war es gut?
5. Der Mann, den ich kannte
6. Zehn andere
7. Die Mutter
8. Die Männer, die nie gefragt wurden
9. Der Laden, der ihr gehörte
10. Was ich zu früh wollte
11. Der Name, den niemand nannte
12. Ein Jahr später
13. Ein Sonntag in einer Küche
14. Was möglich gewesen wäre
15. Der Mann mit dem Schlüssel
16. Achtzehn Jahre
17. Verwaltung
18. Er kommt selbst
19. Die Runde, die nie gefragt wurde
20. Die Kinder rücken auf
21. Frauen, die jemand anderem gehören
22. Die Dritte am Tisch

23. Der Abend, über den keiner spricht
24. Auf wessen Platz sie saß
25. Sie entscheidet sich
26. Zwei Böden auf einmal
27. Auch auf mich
28. Ihr Teil
29. Wer zuerst da war
30. Der Platz neben ihm
31. Was sie getragen haben
32. Einundzwanzig Jahre
33. Was auf das Papier gehört
34. Der Schreibtisch

Die Personen

Die Bilder

Was du am Montag anders machen kannst

Was du heute Abend machen kannst

Wenn du dich wiedererkennst

Was es gekostet hat

Wenn du anrufst

Ein Wort zur Entstehung

Was dieses Buch kann

Wichtiger Hinweis

Impressum

Kapitel 1: Der Name, den sie nannte

„Simon Wendt hat gesagt, ich soll Sie anrufen.“

Ende Oktober, kurz nach sieben. Ich war noch in meinem Büro, weil ich etwas zu Ende bringen wollte, und nahm ab, ohne auf das Display zu sehen.

„Wendt. Den Namen habe ich lange nicht gehört. Wie geht es ihm?“

„Gut, glaube ich.“

Sie sagte es schnell und ohne Betonung, so wie man über einen Bekannten spricht, von dem man nichts weiß.

„Entschuldigen Sie, ich rufe spät an.“

„Sie erwischen mich genau richtig. Was ist Ihr Ziel?“

Stille. Lang genug, dass ich dachte, die Verbindung sei weg.

„Um die Zusammenarbeit mit meinem Mann zu verbessern.“ Danach kam alles auf einmal. Die Firma, die Branche, zweihundertneunundsechzig Mitarbeiter, nein, zweihundertsiebzig seit dem Ersten, davon zweihundertzehn Fahrer, der Großvater ihres Mannes habe mit einem Lastwagen angefangen. Nichts Dramatisches, sagte sie zweimal. Entscheidungen dauerten zu lange. Abläufe seien nicht sauber. Man rede aneinander vorbei.

„Wer führt die Firma?“

„Mein Mann.“

„Und Sie?“

„Ich mache das Kaufmännische.“

„Seit wann?“

„Seit achtzehn Jahren.“

Ich ging noch einmal zurück.

„Und Ihr Ziel. Wenn Sie mich holen, wollen Sie irgendwo hin. Wo?“

„Das kann ich so nicht sagen. Das muss man sich ja erst ansehen.“

„Wer gehört noch dazu?“

„Wie meinen Sie das?“

„Wer sitzt mit am Tisch, wenn wir anfangen.“

„Nur wir beide.“ Eine Pause. „Erst mal.“

Wir verabredeten uns für Januar. Drei Stunden, bei ihnen im Haus, beide dabei.

„Ich würde mir vorher gern den Hof und die Halle ansehen.“

„Gut. Das mache ich dann so.“

Ich hatte den Stift schon weggelegt.

„Herr Dr. Holt?“

„Ja.“

„Mein Mann weiß, dass ich anrufe.“

Ich hatte nicht danach gefragt.

„Er weiß nur nicht, von wem der Vorschlag kommt.“ Sie atmete einmal aus. „Ist das ein Problem?“

Kapitel 2: Zwei, die über die Firma reden

Auf dem Hof stand ein Mann in einer Warnweste zwischen zwei Aufliegern und winkte mich auf einen Platz, auf dem kein Schild stand. Er wartete, bis ich ausgestiegen war, und streckte mir die Hand hin.

„Nortmeyer.“

Der Inhaber. Er hatte mich selbst eingewiesen.

„Sie haben gut hergefunden?“

„Ihre Frau hat mir eine Beschreibung geschickt.“

„Ja, das macht sie.“ Er zog die Weste aus. „Waren Sie schon mal in einer Spedition?“

„Ein paarmal.“

Er nickte auf eine Art, die hieß, das sagten viele.

Es roch nach Diesel und nassem Asphalt. Er ging an einer Zugmaschine vorbei, blieb stehen und ging in die Hocke.

„Sehen Sie die Bremse?“

Ich sah hin. Viel war da nicht zu sehen, jedenfalls nicht für mich.

Er zeigte auf den Belag. „Der ist runter. Das Fahrzeug hat hundertzwanzigtausend drauf.“

„Und das ist zu früh?“

„Das ist viel zu früh.“ Er sah mich das erste Mal richtig an. „Bei dem Fahrzeug und den Touren kommt das nicht von der Straße. Das kommt vom Fahrer. Wer vorausschauend fährt, bremst mit dem Motor. Und wenn ich das hier sehe, weiß ich, wie der die nächsten drei Jahre mit dem Ding umgeht.“

Er stand auf und wischte sich die Hände an der Hose ab, obwohl sie sauber waren.

Am hinteren Ende des Hofs stand ein Schuppen mit einem Tor aus Wellblech. Er ging darauf zu und schob es auf, ohne dass ich gefragt hatte.

Drinnen stand ein Lastwagen. Dunkelgrün, hohes Fahrerhaus, die Motorhaube aufgeklappt. Daneben eine Werkbank mit Werkzeug, das benutzt aussah.

„Der ist von meinem Großvater. Damit hat er angefangen.“ Er sagte es anders als alles davor. „Der ist so alt wie die Firma. Sechs Zylinder. Und er hat den sein Leben lang selbst repariert, da ging keiner in die Werkstatt.“

„Läuft er?“

„Der läuft.“ Er lachte kurz. „Nicht oft. Aber er läuft.“

„Und wer macht das jetzt?“

„Ich. Samstags.“ Er schob das Tor wieder zu. „Wenn nichts ist.“

Es war der erste Satz an diesem Vormittag, in dem es nicht um die Firma ging.

Auf dem Weg nach oben kamen wir an zwei offenen Türen vorbei. Hinter der ersten standen zwei Arbeitsplätze und ein Regal mit Ordnern. „Buchhaltung“, sagte er. Im Zimmer daneben stand quer zum Fenster ein Schreibtisch, an dem niemand saß, leer geräumt bis auf einen Locher. Ich fragte nicht danach, und er sagte nichts dazu.

Anke Nortmeyer wartete oben. Sie gab mir die Hand, sagte, der Kaffee sei fertig, und ging dann noch einmal hinaus, um Tassen zu holen, obwohl drei auf dem Tisch standen.

Eiche, breite Platte, an der Wand ein gerahmtes Foto vom Hof aus einer Zeit, in der dort drei Lastwagen standen und sonst nichts.

„Also“, sagte er. „Wo fangen wir an?“

„Was ist Ihr Ziel?“

Er sah mich an. „Ich dachte, Sie wollen erst mal hören, was bei uns nicht läuft.“

„Das kommt von allein. Ich fange mit dem Ziel an.“ Er sah nicht überzeugt aus. „Wenn Sie in ein Taxi steigen, fragt der Fahrer Sie nicht, was Ihr Problem ist. Er fragt auch nicht, wo Sie nicht hinwollen, und er fährt auch nicht einfach los. Er fragt, wo es hingehen soll.“

Er sah mich an, als warte er auf den Rest.

Den Rest sage ich Klienten selten, und ihm sagte ich ihn an diesem Tag, weil er sonst den ganzen Vormittag darauf gewartet hätte, dass ich nach den Problemen frage.

„Ich führe niemanden in sein Leid. Ich frage nicht, was weh tut, und ich lasse auch niemanden darin herumsuchen. Wir gehen dorthin, wo jemand hinwill, und was dabei hochkommt, kommt von allein. Es kommt genug hoch. Man muss nichts dazutun.“

„Und was ist mit den Sachen, die schieflaufen?“

„Die erzählen Sie mir sowieso.“

Er lehnte sich zurück und sagte erst einmal nichts.

„Dass wir schneller entscheiden.“

„Und Ihres?“

Anke Nortmeyer saß mit geradem Rücken da und hielt einen Kugelschreiber, ohne zu schreiben. Hinter ihr hing eine Pinnwand mit Tourenplänen und einem Foto von zwei Kindern auf einem Anhänger, das dort hing, seit die beiden klein waren.

„Im Grunde dasselbe.“

„Das ist seins.“

„Sie will dasselbe“, sagte er.

Ich wartete, bis er es selbst hörte. Er hörte es nicht.

„Dann ist es eben auch meins“, sagte sie.

Ich ließ es stehen.

„Was müsste dafür anders sein?“

„Bei uns läuft eigentlich alles“, sagte er. „Aufträge genug, der Fuhrpark ist jung, die Leute bleiben. Ich habe Fahrer, die sind seit zwanzig Jahren hier. Fragen Sie mal andere Speditionen, wie oft deren Fahrer wechseln.“ Er drehte die Tasse einmal auf der Untertasse. „Es ist die Geschwindigkeit. Dinge bleiben liegen. Wir besprechen etwas zweimal, und dann passiert es trotzdem nicht.“

„Woran liegt das?“

„An der Abstimmung.“

„Zwischen wem?“

Er trank einen Schluck.

„Zwischen uns.“

„Sehen Sie das auch so?“

„Im Grunde ja.“

„Und wenn Sie es genauer sagen?“

Sie sah kurz zu ihm hinüber. „Es ist oft nicht klar, wer was entscheidet.“

„Haben Sie ein Beispiel?“

„Nicht so schnell.“

Sie hatte eins. Sie sagte es nur nicht.

„Wie lange arbeiten Sie beide schon zusammen?“

„Achtzehn Jahre“, sagte er.

„Und seit wann sind Sie verheiratet?“

„Im selben Jahr, in dem ich übernommen habe.“

„Haben Sie Kinder?“

„Zwei. Sechzehn und vierzehn.“

„Siebzehn“, sagte seine Frau.

„Siebzehn.“ Er sagte es zu mir und nicht zu ihr.

Wir sprachen dann über eine Investitionsentscheidung aus dem Vorjahr, über die Freigabe von Angeboten und darüber, wer anruft, wenn ein Liefertermin kippt. Beide sachlich. Beide genau. Beide die ganze Zeit über die Firma.

Nach anderthalb Stunden unterbrach ich.

„Darf ich Ihnen sagen, wie ich arbeite? Dann können Sie entscheiden, ob Sie das wollen.“

„Bitte.“

Ich nahm ein Blatt und malte ein Haus. Ein Rechteck unten, darüber ein Stockwerk, obendrauf ein Dach.

„Oben ist die Sachebene. Zahlungsziele, Freigaben, wer anruft, wenn ein Termin kippt. Darunter die Beziehungsebene. Und ganz unten das Fundament.“

„Und was ist das Fundament?“

„Zehn Regeln, die an jedem Tisch gelten, an dem ich gesessen habe, in Familien genauso wie in Betrieben. Ich nenne sie Systemgesetze, und Gesetze sind das nicht. Es ist ein Arbeitsmodell, und wenn es bei Ihnen nichts erklärt, brauchen Sie es nicht.“ Er sah auf das Haus und nicht auf mich. „Die erste Regel reicht für heute. Jeder, der dazugehört, hat ein Recht darauf, dazuzugehören, und verletzt wird das meistens ohne Absicht. Über jemanden reden statt mit ihm. Über seinen Kopf hinweg entscheiden. Ihn als Letzten erfahren lassen, was ihn betrifft.“

Anke Nortmeyer benutzte ihren Kugelschreiber zum ersten Mal an diesem Vormittag. Was sie schrieb, sah ich nicht, und sie legte den Arm darüber, als ihr Mann sich vorbeugte.

„Die anderen neun kommen, wenn sie dran sind.“

„Und wenn eine davon verletzt wird?“

„Dann entsteht ein Riss im Fundament, und zu sehen ist er oben. Die Leute streiten über Zahlungsziele und meinen etwas anderes. Wenn Sie in so einem Fall am Dach arbeiten, machen Sie es nächstes Jahr wieder.“

„Wir haben letztes Jahr eine Geschäftsordnung machen lassen“, sagte er. „Die liegt im Schrank.“

„Und das Stockwerk dazwischen?“

„Da will im Konflikt fast niemand hin, und das ist auch nicht nötig. In meiner Arbeit liegt die Ursache fast immer im Fundament. Wenn dort etwas offen ist, können Sie oben reden, so viel Sie wollen. Das Fundament trägt es nicht.“

Carsten Nortmeyer sah auf das Blatt, wie er vorhin auf den Bremsbelag gesehen hatte.

„Ein Beispiel, das Sie kennen. Sie fahren auf der Autobahn, und einer zieht vor Ihnen rein.“

„Täglich.“

„Der Mann hat nichts gegen Sie. Der ist zu spät dran und tut für sich das Beste. Das ist seine Sachebene. Bei Ihnen kommt etwas anderes an, nämlich nicht respektiert, und dann sind Sie wütend, bevor Sie überhaupt gedacht haben.“

„So ist es.“

„Und was passiert, wenn er die Hand hebt?“

Er machte eine Pause. „Dann ist es weg.“

„Genau. Er sagt damit, dass es nicht seine Absicht war und dass er die Wut nimmt, die er verursacht hat. Was er nicht sagt, ist, warum er es eilig hatte. Eine Erklärung kommt als Rechtfertigung an.“

„Und das ist bei uns genauso?“, fragte er.

„Bei allen.“ Ich legte den Stift hin. „Hier drin rechne ich nicht mit Fehlern, sondern mit Verursachern. Das ist nicht dasselbe wie Schuld, und eine Entlastung ist es auch nicht. Entschieden hat immer jemand, und mit dem Wissen von heute entscheidet man manches anders.“

Anke Nortmeyer sah zum ersten Mal an diesem Vormittag direkt zu mir.

„Und was hat die Firma davon?“

„Wenn zwischen Ihnen beiden etwas offen ist, kostet es hier drin Zeit und Geld, weil Ihre Leute nicht wissen, wer entscheidet. Zu Hause kostet es Ihre Abende. Und Ihre Kinder tragen einen Teil davon mit, ohne dass jemand es ihnen gesagt hat. Das eine bekommen Sie ohne das andere nicht sauber.“

Es wurde still.

„Und eins noch, dann ist Schluss mit den Bildern. Wenn zwischen zwei Menschen eine Lücke entsteht, bleibt sie nicht leer. Irgendwer rutscht hoch. Kinder gehen zu dem, bei dem mehr Herz ist. Im Betrieb geht jemand zu dem, bei dem es leichter ist. Und der andere steht daneben und kann nicht sagen, was ihm fehlt, weil ihm ja nichts weggenommen wurde.“

„Ich dachte, Sie machen Organisation“, sagte er.

„Auch. Nur nicht zuerst.“

Er drehte die Tasse wieder auf der Untertasse.

Anke Nortmeyer stand auf und ging hinaus. Die Tür ließ sie offen.

„Ich hätte eine Bitte. Ich würde gern einmal in Ihrer Führungsrunde dabeisitzen.“

„Wozu?“

„Weil ich sehen möchte, wie bei Ihnen entschieden wird. Nicht, was Sie mir darüber erzählen.“

Er überlegte kurz. „Im März. Da ist die nächste.“

Sie kam herein, als er den März nannte.

Nach zweieinhalb Stunden legte ich den Stift hin.

„Frau Nortmeyer, ich frage Sie noch einmal. Was ist Ihr Ziel?“

„Das haben Sie vorhin schon gefragt. Und am Telefon.“

„Ja. Ich frage jedes Mal neu, und jeden einzeln.“

Bei ihr dauerte es länger, und sie sah dabei auf die Tischkante.

„Dass ich gefragt werde.“

Er drehte den Kopf zu ihr. Er sah sie an, als hätte sie den Satz in einer anderen Sprache gesagt.

„Du wirst doch gefragt.“

Sie sah auf ihre Hände.

„Ja.“

„Und wo wollen Sie beide zusammen hin?“

Darauf kam nichts. Nicht, weil sie nachdachten, sondern weil die Frage für sie keine war.

Es klopfte. Eine Frau Anfang dreißig kam herein, einen Ausdruck in der Hand, und der Blick, den sie zuerst machte, ging zu Anke Nortmeyer, nicht zu ihm.

„Störe ich?“

„Nie.“ Er lehnte sich zurück, und seine Stimme war eine andere als die, die er den ganzen Vormittag benutzt hatte. „Was haben wir?“

Kapitel 3: Der Tisch, an dem sie sitzt

Im Februar saß Anke Nortmeyer in meinem Büro in Hamburg. Ihren Mann sah ich zwei Wochen später bei ihm auf dem Hof.

Im März fuhr ich wieder hinaus, wegen der Führungsrunde. Ich war eine Viertelstunde zu früh, wie immer, und blieb im Auto sitzen. Vom Besucherplatz aus sah man den Verwaltungsbau von der Seite. Im ersten Stock brannte in zwei Fenstern Licht, im Chefbüro und in dem Büro daneben.

Um zehn ging ich hoch. Sie saßen schon.

Sieben Leute an einem Tisch, der für zehn gebaut war. Carsten Nortmeyer an der Stirnseite. Rechts von ihm ein Mann Ende fünfzig mit grauem Bürstenhaar, links eine Frau Anfang dreißig, die ich schon kannte, daneben ein jüngerer Mann mit aufgeklapptem Rechner.

Anke Nortmeyer saß am anderen Ende, neben der Tür, mit einer Frau, die ihr etwas auf einem Ausdruck zeigte.

„Setzen Sie sich, wo Sie wollen“, sagte Nortmeyer.

Ich setzte mich in die Mitte, auf die lange Seite.

„Das ist Herr Dr. Holt“, sagte er in die Runde. „Der guckt sich das bei uns mal an.“

Fünf Gesichter, die höflich blieben.

„Holt. Ich begleite Ihre Geschäftsführung, ein paar Termine über das Jahr verteilt. Ich schreibe keinen Bericht. Was hier gesagt wird, gebe ich nicht weiter.“ Ich legte den Stift hin. „Ich fange immer mit einer kurzen Vorstellungsrunde an. Name, was Sie hier machen, wie lange schon. Und wo Sie hinwollen.“

Der Mann mit dem grauen Bürstenhaar rechts von Nortmeyer sah auf.

„Rethmann. Fuhrpark und Werkstatt. Neunundzwanzig Jahre, davon die ersten elf am Steuer.“

„Kolbe, Disposition. Neun.“ Sie sagte nicht dazu, dass sechs Disponenten und die Nachtschicht bei ihr durchgehen.

„Piontek. Umschlag und Lager. Vierzehn.“

„Dahlke, Vertrieb, seit sechs Jahren.“ Er klappte den Rechner zu. „Vorher Kontraktlogistik.“

„Ostermann. Buchhaltung und Abrechnung. Siebzehn.“

„Und das Ziel?“

Rethmann überlegte länger, als ich erwartet hatte. „Dass die Fahrzeuge fahren. Und dass die Leute kommen, wenn ich sie frage, ob sie Samstag können.“

„Dass es nicht hakt“, sagte Sandra Kolbe. „Klingt bescheiden, ist es nicht.“

„Zwölf Prozent mehr als letztes Jahr“, sagte Dahlke. „Und dass ich einem Kunden einen Termin nennen kann, ohne vorher drei Leute zu fragen.“

Piontek überlegte kurz. „Dass um sechs alles draußen ist.“

Beate Ostermann sah auf ihren Ausdruck. „Dass die Zahlen stimmen, wenn sie rausgehen.“

Am anderen Ende des Tisches hatte Anke Nortmeyer den Mund schon aufgemacht.

„Gut“, sagte ihr Mann. „Dann fangen wir an.“

Ich sagte nichts dazu.

Sie fingen an. Es ging um Cordes, einen Baustoffhandel, der seit zwei Jahren wuchs und seit einem halben Jahr später zahlte. Durch dieses eine Haus ging mehr Umsatz als durch die nächsten zehn zusammen. Dahlke wollte ihm ein längeres Zahlungsziel geben, weil sonst die Anfrage für das nächste Quartal woanders hinginge.

„Wie lange?“, fragte Nortmeyer.

„Sechzig Tage.“

„Was sagt die Bank dazu?“

„Die Bank sagt gar nichts, solange wir in der Linie bleiben.“

„Und die Versicherung?“ Das fragte Beate Ostermann, und sie fragte es so leise, dass Dahlke sich zu ihr drehen musste.

„Das Limit steht“, sagte er. „Der ist bei uns der Größte, und das weiß er.“

„Für zweiundvierzig Prozent steht kein Limit.“ Beate Ostermann sagte es zum Ausdruck vor sich und nicht zu ihm. „Und die Forderungen sind abgetreten.“

Dahlke sah sie an, als hätte sie etwas über das Wetter gesagt.

Rethmann schnaubte einmal durch die Nase.

„Dann machen wir das“, sagte Nortmeyer. „Probeweise, für das Quartal.“

Es dauerte keine vier Minuten.

Am anderen Ende des Tisches lagen die Unterlagen zu diesem Kunden, aufgeschlagen, mit zwei gelben Streifen am Rand. Auf dem oberen stand eine Zahl und daneben ein Datum. Anke Nortmeyer hatte in diesen Minuten nicht aufgesehen. Sie hatte auch nichts gesagt.

Danach ging es um die Freigabe von Angeboten, dann um zwei Krankmeldungen, dann darum, ob das Lager über Ostern durchläuft. Bei jedem Punkt sah Dahlke zuerst zu Nortmeyer, und wenn der nickte, schrieb Kolbe es auf.

Gegen Ende sagte Rethmann, ohne von seinem Block aufzusehen: „Das hatten wir schon mal.“

„Was?“, fragte Dahlke.

„Sowas.“ Er drehte den Stift zwischen den Fingern. „Vor neun Jahren. Mit dem Leasing damals.“

Es wurde still.

Sandra Kolbe sah zu Anke Nortmeyer. Beate Ostermann sah auf ihren Ausdruck. Piontek sah aus dem Fenster. Dahlke sah zu mir, weil er der Einzige war, der nicht wusste, wovon die Rede war.

„Was war vor neun Jahren?“, fragte ich.

Rethmann sah zu seinem Chef.

„Nichts“, sagte Carsten Nortmeyer. „Das war was ganz anderes.“

Am anderen Ende des Tisches machte jemand einen Ordner zu.

Auf dem Flur sprach mich Beate Ostermann an, während die anderen noch Stühle zurückschoben.

„Darf ich Ihnen was sagen?“

„Ja.“

„Er meint es gut.“ Sie hielt ihren Ausdruck vor dem Bauch wie ein Tablett. „Er sagt immer, wir entscheiden das zusammen. Er glaubt das auch.“

„Und?“

„Ich gehe mit jeder Kleinigkeit zu ihm. Mit jeder. Ob ich eine Rechnung anmahne, ob ich einen Termin verschiebe.“ Sie sah kurz zur Tür. „Nicht weil ich es nicht kann. Sondern damit ich hinterher keinen Ärger habe.“

„Seit wann machen Sie das so?“

„Weiß ich nicht mehr.“ Sie zuckte mit den Schultern, und es war keine Beschwerde, dafür war zu wenig Kraft darin. „Irgendwann hört man auf, sich zu überlegen, wie man es selber machen würde.“

Kapitel 4: Wann war es gut?

Im April kam sie allein herauf, weil er unten noch einen Anruf zu Ende brachte. In diesen Minuten erzählte sie mir, dass er zum Jahreswechsel den Reifenlieferanten gewechselt hatte und dass sie es aus einer Rechnung erfahren hatte.

„Hat er es Ihnen gesagt?“

„Er hat gesagt, das ist doch nur ein Lieferant.“

Dann kam er herein. Zwei Stunden Fahrt in einem Auto, und bei mir setzten sie sich mit einem Stuhl Abstand.

„In der Runde im März“, sagte sie noch, bevor wir anfingen. „Du sagst immer, dass ihr das gemeinsam entscheidet.“

„Machen wir doch auch.“

„Dahlke hat bei jedem Punkt zuerst dich angesehen, bevor er eine Zahl genannt hat.“ Sie legte den Kugelschreiber hin. „Und ich auch.“

„Was stand auf den beiden gelben Streifen?“

„Eine Million sechshunderttausend, seit zweiundfünfzig Tagen offen.“ Sie sagte es, ohne nachzusehen. „Und dass er im Dezember schon einmal um Aufschub gebeten hat.“

„Wusste Ihr Mann das?“

„Nein.“

Er sah von ihr zu mir und sagte nichts dazu. Ich ließ es liegen, weil es dafür zu früh war.

„Herr Nortmeyer, wo wollen Sie hin?“

„Dass wir schneller entscheiden.“

Wortgleich wie im Januar.

„Und Sie?“

„Dass ich gefragt werde.“ Diesmal dauerte es bei ihr nicht länger als bei ihm, und sie sah dabei nicht auf die Tischkante.

Im März hatte ich in ihrer Führungsrunde gesessen, und ich hatte dort etwas gesehen, das sich in einer Stunde nicht auflösen lassen würde. Ich nahm es trotzdem. Manche Dinge glaubt ein Mensch erst, wenn er sie einmal erlebt hat.

„Herr Nortmeyer, noch einmal der Mann auf der Autobahn. Er hebt die Hand, und Ihre Wut ist weg. Wissen Sie, warum das funktioniert?“

„Weil er es zugibt.“

„Ja.“

Ich schrieb es auf die Flipchart. Es waren sechs Zeilen, drei für jeden von beiden.

Man geht zurück an einen Punkt, an dem es zwischen den beiden gut war, sonst geht gar nichts. Dann beschreibt der Verletzte, was passiert ist, so wie eine Kamera es aufgenommen hätte, und was es in seinem Körper machte. Kein Vorwurf, keine Deutung, und nicht, was er dachte.

Dann sieht der andere es an, sagt, dass es nicht seine Absicht war, und nimmt die Wut, so weit er dafür verantwortlich ist. Zuletzt sagt er, was er heute anders machen würde, und zwar konkret und nicht als Versprechen.

Nach jeder dieser Zeilen wird gefragt, ob es angekommen ist. Die Frage lassen fast alle weg, und ohne sie ist es ein gutes Gespräch und keine Auflösung.

„Nimmt“, sagte sie.

„Ja. Nicht Sie geben zuerst. Er nimmt zuerst. Wenn er nicht nimmt, bleibt sie bei Ihnen, egal wie oft Sie sie loswerden wollen.“

Sie sah auf ihre Hände.

„Und jetzt der Fall, der häufiger ist. Der Mann hebt die Hand nicht. Was machen Sie?“

„Nichts.“

„Herr Nortmeyer.“

Er lachte kurz. „Ich zeige ihm einen Vogel.“

„Gut. Und was passiert dabei bei ihm?“

„Nichts. Der guckt schon wieder nach vorn.“

„Bei dem entsteht auch ein schlechtes Gefühl. Er weiß gar nicht, dass er Ihnen zu knapp reingezogen ist, und jetzt tippt sich einer an die Stirn.“ Ich wartete. „Stellen Sie sich vor, Sie stehen beide auf dem nächsten Rastplatz, und er sagt zu Ihnen: Dass Sie mir den Vogel gezeigt haben, hat bei mir was gemacht, können Sie das sehen?“

„Selber schuld.“

„Genau. Sehen können Sie es vielleicht sogar. Nehmen können Sie es nicht, und anders verhalten würden Sie sich auch nicht.“

„Weil er vorher gedrängelt hat.“

„Weil er vorher gedrängelt hat. Ihre Reaktion war ja eine Folge.“

„Stimmt doch auch.“

„Ja. Deshalb geht es nur in der anderen Reihenfolge. Er zuerst. Er sieht, dass er Ihnen zu knapp reingezogen ist, es tut ihm leid, und er nimmt Ihre Wut. Und was sagen Sie dann?“

Er überlegte länger als vorher.

„Dann hättest du ja gleich die Hand heben können.“

„Und was wäre dann gewesen?“

„Dann wäre ich gar nicht erst sauer geworden.“

„Und der Vogel?“

„Den hätte es nicht gegeben.“

„Jetzt erst können Sie sehen, was Sie bei ihm angerichtet haben. Und jetzt können Sie auch Ihren Teil davon nehmen. Und er nimmt Ihnen davon gleich wieder einen Teil ab, weil es ohne ihn nie so weit gekommen wäre.“

Anke Nortmeyer sah auf.

„Ich möchte das an etwas Kleinem zeigen. Am elften März, in Ihrer Führungsrunde. Ich hatte jeden nach seinem Ziel gefragt, fünf haben geantwortet, und dann hat Ihre Frau den Mund aufgemacht.“

Er sah mich an.

„Und Sie haben gesagt: Gut. Dann fangen wir an.“

„Das habe ich gesagt?“

„Wörtlich.“

Er sah kurz zu ihr und dann wieder zu mir. „Wir waren spät dran.“

„Kann sein. Wollen wir uns das ansehen?“

Sie sagte ja, bevor er antworten konnte.

„Dann zuerst: Wann war es zwischen Ihnen beiden im Betrieb gut? Wirklich gut.“

„Am Anfang“, sagte er sofort. „Als ich übernommen hatte. Da haben wir alles zusammen gemacht, auch das, wovon wir keine Ahnung hatten.“

„Wie lange ging das?“

„Zwei, drei Jahre.“

„Frau Nortmeyer?“

„Ja, das stimmt schon.“ Sie lächelte kurz. „Wir haben mal eine Woche lang nachts selbst umgeschlagen, weil zwei Leute ausgefallen waren.“

„Gut. Und jetzt: Was ist am elften März passiert? Nur das, was eine Kamera aufgenommen hätte.“

„Ich habe Luft geholt, um etwas zu sagen. Und du hast gesagt, dass wir anfangen.“

„Und die Wirkung? Was war in Ihnen los?“

„Ich habe mich übergangen gefühlt.“

„Nein.“

Sie hielt inne.

„Das ist ein Gedanke. Der kam später. Was war vorher, im Körper?“

Sie legte den Kugelschreiber hin.

„Heiß“, sagte sie. „Im Gesicht. Und ich habe die Luft wieder rausgelassen, langsam, damit es keiner merkt.“

Ich sah in diesem Moment nicht sie an, sondern ihn.

Sein Gesicht hatte sich verändert.

„Herr Nortmeyer, haben Sie das gewusst?“

„Nein.“

„Können Sie es ansehen?“

Es dauerte, und dann tat er es.

„Es tut mir leid, dass dir heiß geworden ist und dass du die Luft wieder rausgelassen hast. Das war nicht meine Absicht.“

„Kommt es an?“, fragte ich.

„Ja“, sagte sie. Sie musste nicht darüber nachdenken.

Dann ging ich an den letzten Schritt und nicht an den vorletzten, weil ich ahnte, dass er die Wut nicht würde nehmen können.

„Herr Nortmeyer, was hätten Sie am elften März gemacht, wenn Sie gewusst hätten, was es bei ihr auslöst?“

„Es war eine Führungsrunde“, sagte er. „Da sitzen fünf Leute, und wenn ich jedes Mal…“

„Der Vordrängler auf der Autobahn. Was passiert, wenn er aus dem Fenster ruft, warum er es eilig hatte?“

Er sah mich an und sagte nichts.

„Ich habe nicht gefragt, warum Sie es getan haben. Ich habe gefragt, was Sie anders gemacht hätten.“

Er setzte noch einmal an. Er kam bis zu der Stelle und blieb stehen. Nicht aus Trotz. Er saß da und suchte etwas, das nicht da war.

„Ich hätte sie ausreden lassen.“

Ich sah zu ihr.

„Kommt das an?“

Sie sah erst ihn an und dann an ihm vorbei.

„Es klingt richtig.“ Sie nahm den Kugelschreiber wieder auf. „Ich glaube dir nur nicht, dass du es merken würdest.“

Er sah auf.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen.“

„Von Ihnen will ich heute nichts mehr.“ Ich legte den Stift hin. „Sie haben vorhin gesehen, was bei Ihrer Frau entstanden ist. An dem Tag ist es Ihnen

entgangen, und in den achtzehn Jahren davor auch. Für einen Vormittag ist das viel.“

Er sah mich an, als suche er die Falle in dem Satz.

„Es reicht heute nicht, diese eine Sache aufzulösen. Dafür müssten Sie ein anderes Verhalten zeigen können, und Ihre Frau müsste es Ihnen abnehmen. Dass das jetzt so ist, kann drei Gründe haben.“ Ich zählte sie an den Fingern ab. „Es war zwischen Ihnen beiden bis zu diesem Punkt schon nicht mehr gut. Oder es haben andere daran mitgewirkt, die heute nicht hier sitzen. Oder Ihre Kraft ist woanders gebunden, in etwas, das Sie selbst erlebt haben.“

„Und der Schritt mit der Wut?“

„Den habe ich heute mit Absicht ausgelassen. Der gelingt, wenn das davor steht.“

„Dann war das jetzt umsonst.“

„Nein. Das war der Punkt.“

Ich stellte mir zehn Dominosteine auf dem Tisch vor und beschrieb sie ihnen, weil ich keine dabeihatte. Zehn Steine in einer Reihe. Der vierte fiel und riss alles hinter sich mit. Man kann den zehnten aufstellen, so oft man will. Er kippt durch den neunten.

„Der elfte März ist ein später Stein. Ich habe damit gerechnet, dass er nicht stehen bleibt.“

„Und warum machen wir es dann?“

„Weil Sie es jetzt gesehen haben. Sie hätten mir sonst geglaubt, und geglaubt ist zu wenig.“

Sie verstand als Erste, worauf das hinausläuft.

„Dann müssen wir weiter zurück.“

„Ja.“

„Wie weit?“

„Das weiß ich noch nicht. Da, wo es noch gut genug war.“

Es war kurz vor eins. Ich ließ die Sache stehen und stellte die zweite Hälfte der Frage, die ich vorhin nur halb gestellt hatte.

„Und privat?“

Jetzt überlegte er.

„Auch da“, sagte er. „Das war doch dieselbe Zeit.“

Sie sagte nichts.

„Frau Nortmeyer, wann war es privat gut?“

Sie hatte den Kugelschreiber schon liegen.

„In der Wohnung über der Gärtnerei.“

Er drehte den Kopf.

„Zweieinhalb Zimmer“, sagte sie. „Die Heizung ging nur im Wohnzimmer, und im Winter haben wir in der Küche gegessen, weil der Herd an war.“

„Da hatten wir nichts.“

„Ja.“

Er lachte. Sie nicht.

Der nächste gemeinsame Termin stand im Juni. Ende Mai rief sie an und fragte, ob sie vorher noch allein kommen könne.

Kapitel 5: Der Mann, den ich kannte

Sie kam ohne Unterlagen.

In jedem Termin davor hatte sie etwas dabeigehabt. Einen Ordner, eine Mappe, einmal einen Ausdruck mit zwei gelben Streifen am Rand. An diesem Nachmittag hatte sie eine Handtasche, und die stellte sie neben den Stuhl.

Am Vormittag war jemand anderes bei mir gewesen, und sein Stuhl stand noch schräg. Ich rückte ihn gerade, bevor ich sie hereinbat.

„Sie waren früh los.“

„Zwei Stunden. Es war frei.“

Draußen bauten sie am Nachbarhaus ein Gerüst ab. Die Rohre fielen in unregelmäßigen Abständen auf eine Ladefläche, und man gewöhnte sich daran erst nach einer Weile.

„Frau Nortmeyer, wo wollen Sie heute hin?“

„Heute?“

„Heute.“

Draußen fiel ein Rohr. Dann noch eins.

„Das weiß ich nicht.“

„Gut.“

Ich schrieb das Datum in mein Buch und daneben nichts.

„Bleibt das hier?“

„Ja.“

„Auch gegenüber meinem Mann?“

„Dasselbe gilt für Ihren Mann. Wir haben das zu Beginn so vereinbart, Einzeltermine bleiben vertraulich.“ Ich ließ ihr Zeit. „Das hier ist keine Mediation. Bei einer Mediation sitzen alle am selben Tisch, und ich halte die Mitte. Ich arbeite mit jedem von Ihnen beiden auch allein, und was allein gesagt wird, bleibt allein.“ Ich ließ ihr Zeit. „Ich gebe nichts von Ihnen an ihn weiter und nichts von ihm an Sie. Wenn etwas dabei ist, das ich so nicht für

mich behalten kann, sage ich Ihnen das. Dann entscheiden wir, wie es weitergeht.“

„Und wenn es ihn betrifft?“

„Dann gilt derselbe Satz.“

Sie nahm den Stift, der auf meinem Tisch lag. Nicht, um etwas zu notieren. Sie hielt ihn einfach.

„Vor drei Jahren war ich eine Woche weg.“

„Allein?“

„Allein. Yoga, sieben Tage, an der Ostsee.“ Sie drehte den Stift einmal um. „Ich hatte so etwas noch nie gemacht. Ich habe auch niemanden gefragt, ob es geht. Ich habe es gebucht.“

„Und wie war die Woche?“

„Achtzehn Jahre lang war jeder Tag für etwas gut. Für die Firma, für die Kinder, für ihn. Diese Woche war für nichts gut.“

Sie sagte es, als habe sie den Satz vorher schon einmal gebraucht, nur nicht laut.

„Woran haben Sie das gemerkt?“

„Am zweiten Morgen.“ Sie brauchte nicht zu suchen. „Ich bin wach geworden und habe auf die Uhr gesehen, und es war zehn nach acht, und es war niemandem etwas passiert. Ich habe eine halbe Stunde dagelegen und an die Decke gesehen.“

„Und dann?“

„Dann war da jemand.“

Sie wartete, ob ich frage.

„Erzählen Sie es in Ihrer Reihenfolge.“

„Er war in derselben Gruppe. Zwei Tage haben wir kein Wort gewechselt. Am dritten Abend hatten wir zusammen Küchendienst, und beim Abtrocknen hat er mich gefragt, was ich arbeite, und ich habe es erzählt, das Übliche, Buchhaltung, Personal, Löhne.“ Sie sah auf. „Und dann hat er gefragt, ob mir das gefällt.“

Draußen fiel wieder ein Rohr.

„Das hatte mich in achtzehn Jahren niemand gefragt.“

„Und die anderen Tage?“

„Abends sind wir am Wasser entlang. Immer dieselbe Strecke, bis zu einem umgekippten Steg und zurück.“ Sie sah auf den Stift in ihrer Hand. „Er hat jeden Abend gefragt, wie mein Tag war. Und dann hat er gewartet, bis ich fertig war.“

„Wie heißt er?“

„Simon Wendt.“

Den Namen hatte ich im Oktober schon gehört. Von ihr, am Telefon.

„Hat er mit Ihrer Firma zu tun?“

„Nein. Er hatte selbst eine, Messtechnik, verkauft vor fünf Jahren. Kein Kunde, kein Lieferant, und er kennt niemanden bei uns.“

„Das ist ein Unterschied.“

„Warum?“

„Sonst ginge es zweihundertsiebzig Leute an und nicht zwei.“

Sie sah einen Moment auf den Tisch.

„Seit wann?“

„Seit der Woche. Also seit knapp drei Jahren.“

„Weiß Ihr Mann davon?“

„Nein.“

„Vermutet er etwas?“

„Er fragt mich nicht einmal, wo ich hinfahre, wenn ich abends noch wegfahre.“ Sie schüttelte den Kopf. „Nein.“

„Wie oft haben Sie es beendet?“

„Dreimal.“

„Und wie oft hat es gehalten?“

Sie legte den Stift auf den Tisch und die Hand darauf.

„Es läuft weiter. Auch jetzt. Ich habe ihn heute Morgen angerufen, bevor ich losgefahren bin. Er fragt jedes Mal, wie meine Woche war.“

Ich sagte dazu nichts.

„Ich weiß, wie das klingt.“

„Ich sehe mir an, was passiert ist und wie es dazu gekommen ist. Wie es klingt, ist meine geringste Sorge.“

„Ich habe achtzehn Jahre lang alles richtig gemacht.“

„Das können wir uns ansehen, wenn Sie so weit sind. Heute reicht mir, was war.“

Wir machten nach zwei Stunden eine Pause. Sie ging auf den Flur, und ich holte Wasser. Als sie wiederkam, setzte sie sich anders hin, weiter vorn auf dem Stuhl.

„Frau Nortmeyer, im Oktober haben Sie mir am Telefon einen Namen genannt.“

„Ja.“

„Denselben.“

„Ja.“

Sie nahm die Hand vom Stift.

„Er hat gesagt, ich soll Sie anrufen. Er hat gesagt, ich müsse zuerst meine eigenen Sachen klären und die mit meinem Mann. Vorher könne zwischen uns beiden nichts gut werden.“

„Was haben Sie geantwortet?“

„Dass er recht hat.“

„Und was haben Sie gedacht?“

Sie sagte lange nichts. Draußen fiel das letzte Rohr, dann fuhr der Wagen weg.

„Dass er mich wegschickt.“

„Beides kann stimmen.“

„Was beides?“

„Dass sein Rat richtig ist. Und dass er ihm nützt. Solange Sie mit Ihrem Mann beschäftigt sind, muss zwischen Ihnen und ihm nichts entschieden werden. Das schließt sich nicht aus.“

Sie sah mich an.

„Sie kennen ihn.“

„Ja.“

„Was hat er bei Ihnen gemacht?“

„Darüber sage ich Ihnen nichts. So wie ich über Sie niemandem etwas sage, auch Ihrem Mann nicht.“

„Er hat gesagt, dass Sie das so halten.“

Im April hatte ich den beiden drei Gründe genannt, warum eine Auflösung nicht gelingt. Den zweiten hatte ich auf die Führungsrunde bezogen.

Andere wirkten daran mit, die heute nicht hier sitzen.

„Sie haben am Anfang nach meinem Ziel gefragt.“

„Ja.“

„Ich kann es jetzt sagen.“ Sie nahm den Stift wieder auf. „Dass ich nicht mehr zwei Leben nebeneinander führe.“

„Sagen Sie es noch einmal, ohne das Nicht.“

„Dass ich eines führe.“

„Und was machen Sie jetzt damit?“

„Ich behalte es für mich, und ich arbeite weiter. Von heute an mit jedem von Ihnen einzeln.“

„Das ist alles?“

„Mehr mache ich bis dahin nicht. Was ich mir überlege, ist etwas anderes. Gelöst ist das hier, wenn die Ursachen auf allen Seiten gefunden und aufgelöst sind und Sie beide an dem Punkt stehen, an dem Sie sehen, dass es dann gar nicht erst dazu gekommen wäre. Was ich dafür von jedem von Ihnen brauche, sage ich Ihnen im Juni.“

„Beide“, sagte sie.

„Beide.“

„Und bis dahin?“

„Bis dahin bleibt es, wie es ist.“

„Ich hatte damit gerechnet, dass Sie mir sagen, ich soll es beenden.“

„Das haben Ihnen andere schon gesagt“, sagte ich. „Sie sich selbst auch, dreimal.“

Sie stand auf und schob den Stuhl an den Tisch, wie man das in einem fremden Raum macht.

An der Tür drehte sie sich noch einmal um. Meinen Stift hatte sie in der Hand.

„Er hat mir vorher gesagt, wie Sie anfangen.“

„Vor Ihrem Anruf im Oktober?“

„Ja. Das Erste, was der fragt, ist das Ziel, hat er gesagt.“ Sie legte den Stift auf die Ablage neben der Tür. „Ich hatte eine Antwort fertig. Abläufe, Entscheidungswege, Geschwindigkeit. Ich habe sie mir zweimal vorgesagt, bevor ich gewählt habe.“

„Und dann war es still.“

„Ja.“ Sie drückte die Klinke herunter. „Weil ich in dem Moment gemerkt habe, dass ich sie selbst nicht glaube.“

Kapitel 6: Zehn andere

An einem Morgen im Juni saß ich in einem Sanitärbetrieb zwischen zwei Brüdern, die seit vierzehn Monaten über Anwälte miteinander sprachen. Der eine hatte seinen Stuhl so gedreht, dass er den anderen nicht ansehen musste. Nach drei Stunden sahen sie sich zum ersten Mal an.

Auf der Rückfahrt nahm ich mir die Nortmeyers vor. Hinter Reinfeld stand der Verkehr, und dann hatte ich Zeit dafür.

Ob ich die Begleitung behalten konnte, war keine Frage. Was Menschen tun, ist der Stoff, mit dem ich arbeite, sonst hätte ich einen anderen Beruf. Es gibt nichts, was es nicht gibt. Ich sehe schon lange keine Filme mehr, es reicht mir, was in meinem Büro erzählt wird, und wenn das jemand verfilmen würde, hieße es, so etwas passiert nicht.

Die Frage war, ob mich etwas schob. Wer muss, ist gebunden, und wer gebunden ist, sagt irgendwann nicht mehr, was er sieht. Im Juni standen außer den Nortmeyers zehn andere in meinem Buch. Ich musste also nicht.

Eines davon war ein Paar aus dem Nachbarkreis, Garten- und Landschaftsbau, einunddreißig Leute. Er macht die Baustellen, sie das Büro, und seit elf Jahren schlafen sie in zwei Zimmern, wegen seines Rückens. Es gibt dort keinen Dritten. Es gibt auch keinen Streit und keinen Abend, an dem etwas passiert ist. Beim ersten Termin sagte sie den Satz, den ich an dieser Stelle fast immer höre.

„Wir haben nie gestritten.“

Der Satz klingt nach Entlastung. Entlastung ist er nicht. Bei den Nortmeyers gibt es am Ende einen Mann, auf den man zeigen kann. Bei diesen beiden gibt es niemanden, und sie sind weiter voneinander weg. Was in meinem Büro sitzt, sieht meistens aus wie diese zwei und nicht wie der Fall, der in diesem Buch steht.

Zurück zu diesem Fall. Bleibt der Mann, den ich kenne. Ich habe mit ihm gearbeitet, und ich weiß Dinge über ihn, die ich in diesem Raum nicht brauche und trotzdem im Kopf habe. Wer einen der Beteiligten kennt, wird leicht Partei, und man merkt es selbst als Letzter. Man merkt es daran, dass nichts mehr vorangeht und alle dieselben Sätze sagen wie beim letzten Mal.

Im Oktober hatte ich mich über seinen Namen gefreut und den Termin gemacht, und beides gehörte zusammen. Seither achte ich darauf, wenn ich mich über einen Namen freue.

Die Kolonne kam wieder in Gang. Auf dem Rastplatz vor Bad Oldesloe fuhr ich raus, machte den Motor aus und holte das Buch vom Beifahrersitz. Was ich mir nicht aufschreibe, beantworte ich mir nicht.

Zuerst: was an der Gegenwart gut ist, und für wen. Für sie, dass abends jemand fragt, wie ihr Tag war. Für ihn, dass alles läuft und ihn nichts stört. Für die Leute auf dem Hof, dass oben zwei sitzen, die sich einig zu sein scheinen. Darunter die Frage, wer etwas verliert, wenn das Ziel erreicht ist, und es heute noch nicht weiß. Drei Namen, und hinter jedem ein Fragezeichen.

Zwei Sachen waren in Ordnung. Mein Auftrag war eindeutig, ich begleite dieses Paar und dieses Unternehmen und schlichte nichts zwischen ihr und einem Dritten. Und die Schweigepflicht hatte ich mit beiden von Anfang an geklärt, mit jedem einzeln und mit beiden zusammen.

Bei der dritten Zeile blieb der Stift stehen. Kann ich Wendt später dazunehmen, ohne dass aus drei getrennten Aufträgen ein verdeckter gemeinsamer wird. Darauf hatte ich an diesem Tag keine Antwort, und ich habe sie mir auch später nie aufgeschrieben.

Ich klappte das Buch zu und fuhr weiter.

Ende Juni rief Carsten Nortmeyer an. Es ging um den Juli, ein Kunde hatte ihm einen Termin geschoben, und er wollte wissen, ob wir tauschen können.

„Passt Ihnen der Achte auch?“

„Der Achte passt.“

Ich hörte den Hof hinter ihm, jemand rief etwas, das ich nicht verstand. Er blieb dran, obwohl wir fertig waren.

„Meine Frau war ja im Mai allein bei Ihnen.“

Ich sagte nichts dazu.

„Ich finde das gut“, sagte er. „Sie hat mir hinterher alles erzählt.“

Kapitel 7: Die Mutter

Er wartete zwanzig Minuten im Auto, bevor er heraufkam, und ich sah ihn von oben. Er roch nach Diesel und entschuldigte sich dafür, obwohl es niemanden störte.

Es war August, und der Sommer war aufgeteilt. Sie kam einmal in der Woche, er kam einmal in der Woche, gemeinsame Termine gab es in diesem Jahr keine mehr. Im Juni hatte sie zugestimmt, dass jeder an seinem Teil arbeitet und dass der Dritte dazugehört, auch wenn er nicht im Raum sitzt.

Was das kostet, hatte er mir beim letzten Mal vorgerechnet, auf dem Weg zur Tür und ohne Vorwurf. Vier Stunden saß er bei mir, zwei fuhr er hin, zwei zurück. Das ist ein ganzer Tag für einen Mann, bei dem zweihundertsiebzig Leute auf dem Lohnzettel stehen und dreimal in der Woche etwas ausfällt. Wir legten seine Termine danach auf den frühen Dienstag, sieben Uhr bei mir, damit er mittags wieder auf dem Hof war. Wenn das nicht ging, nahmen wir den Bildschirm, und zweimal in diesen drei Jahren saß ich am Samstag in seinem Büro.

Die Rechnung hat eine Rückseite, und die sah ich erst später. Wer in einem solchen Jahr so oft fehlt, lässt dabei jedes Mal eine Lücke im Unternehmen. Jede einzelne dieser Lücken fiel in dieselbe Hand.

„Was wollen Sie heute erreichen?“

„Dasselbe wie im Juli.“

„Sagen Sie es trotzdem.“

„Dass ich abends noch etwas mitkriege.“

Im Juli hatten wir uns die Männer angesehen, seinen Großvater, seinen Vater, ihn. Wir kamen nicht weit. Es stand etwas davor, und es stand schon da, bevor wir angefangen hatten.

„Wie alt waren Sie, als Ihre Mutter gestorben ist?“

„Elf.“

„Erzählen Sie mir einen Sonnabend mit ihr.“

„Sonnabends war ich mit ihr im Büro. Sie hat die Papiere gemacht, ich habe Schularbeiten gemacht. Sie hat mit den Fahrern telefoniert und dabei Kaffee getrunken, und wenn sie aufgelegt hat, hat sie mich angesehen und gesagt, so, wo waren wir.“

Er lachte kurz.

„Und dann?“

„Im Frühjahr ist sie ins Krankenhaus gekommen. Im Juli war sie tot.“ Er legte die Hände auf die Knie. „Es hat niemand mit mir darüber gesprochen. Vorher nicht und nachher nicht.“

„Und auf der Beerdigung?“

„Ich habe angefangen zu heulen. Mein Vater hat mir die Hand in den Nacken gelegt.“ Eine Pause. „Und gesagt, nicht hier.“

„Und danach?“

„Danach nicht mehr.“

„Wie lange nicht mehr?“

Er sah aus dem Fenster.

„Das war das letzte Mal.“

Ich sagte ihm, dass wir mit ihr arbeiten.

„Sie ist tot.“

„Ich weiß. Und damit wir uns richtig verstehen: Sie müssen daran nicht glauben, ich glaube auch nicht daran, ich arbeite damit. Für das, was wir hier machen, brauche ich von ihr nur, dass Sie sich sie vorstellen können. Mehr behaupte ich nicht.“ Ich ließ ihm Zeit. „Kommt nichts, war es nichts. Dann liegt der Fehler bei mir und nicht bei Ihnen.“

Er sah mich an und widersprach nicht. Das war Höflichkeit und keine Zustimmung, und mehr brauchte ich an dieser Stelle auch nicht.

Dann erzählte ich ihm, warum ich mir da so sicher bin. Ich mache das selten, und wenn, dann bei jemandem, der einen Grund braucht, es überhaupt zu versuchen.

„Vor langer Zeit war meine Ehe an einem Punkt, an dem keiner von uns beiden mehr sagen konnte, warum es so schwer ist. Ich bin auf Abstand gegangen und habe geklammert, abwechselnd, und ich habe das für meinen Charakter gehalten.“ Er sah auf. „Es war Angst, verlassen zu werden, und sie war nicht meine. In meiner Familie ist eine Frau früh gestorben, und die Angst ist von ihrem Kind aus weitergegangen, bis sie bei mir ankam. Ich habe lange gebraucht, bis ich das gesehen habe.“

„Und was haben Sie gemacht?“

„Ich habe mir diese Frau angesehen. Solange ich sie vor mir hatte, war die Angst weg. Verlor ich sie aus den Augen, war sie wieder da.“ Ich ließ mir Zeit. „Ich habe das mehrmals ausprobiert, weil ich es selbst nicht glauben wollte.“

Er legte die Hand flach auf den Tisch.

„Das ist ja spooky.“

„Fand ich auch.“

„Und Ihre Ehe?“

„Die gibt es noch.“

Zum ersten Mal an diesem Vormittag war die Höflichkeit weg.

„Denken Sie an jemanden, der lebt. Irgendwen.“

„Rethmann.“

„Sitzt er in diesem Raum?“

„Nein.“

„Und trotzdem können Sie ihn sich vorstellen.“

„Ja.“

„Jetzt denken Sie an Ihre Mutter. Und dann sagen Sie mir, was anders ist.“

Er sah lange hin.

„Es macht keinen Unterschied.“

Dann kam doch etwas. „Sie antwortet nicht.“

„Nein. Für das, was wir vorhaben, brauchen Sie das auch nicht. Wir probieren es gleich aus, und danach sehen Sie bei sich nach, ob sich etwas verändert hat.“

Er sah mich an, als hätte ihm das so noch keiner angeboten.

Nachdem ich das bei mir selbst gelöst hatte, brauchte ich noch acht Jahre, bis aus dieser einen Sache etwas wurde, mit dem man arbeiten kann. Übrig geblieben ist ein kurzer Satz. Verstorbene brauchen einen lebendigen Platz.

„Dann stellen Sie sich Ihre Mutter vor. Innerlich oder hier im Raum, ein paar Schritte vor sich, je nachdem, was bei Ihnen besser geht. Wichtig ist nur, dass Sie sie ansehen können.“

Er machte es, ohne dass ich ihm sagen musste, wohin.

Über Gefühle wäre ich bei ihm an dieser Stelle nicht herangekommen. Er hatte als Junge am Grab zugemacht und danach nicht wieder aufgemacht, und wer das tut, ist über das Fühlen nicht zu erreichen. An diesem Vormittag ging es über das, was er weiß, und über die Wut. Die Trauer kam später.

„Ich schlage Ihnen einen Satz vor, den sie sagen könnte. Prüfen Sie, ob er für Sie stimmig ist.“

Ich weiß, du bist wütend auf mich. Ich will deine Wut.

Er schüttelte den Kopf, noch bevor ich zu Ende war.

„Ich darf nicht wütend auf sie sein. Sie kann ja nichts dafür.“

„Beides stimmt. Sie konnte nichts dafür, und sie ist trotzdem gegangen.“

Er sagte nichts.

„Wut fragt nicht nach Schuld. Sie fragt, ob etwas gefehlt hat.“ Ich wartete. „Hat etwas gefehlt?“

„Ja.“

„Was?“

„Alles danach.“

„Sie hat gesagt, dass sie Ihre Wut will. Sehen Sie nach, ob Sie ihr zutrauen, sie zu nehmen.“

Er atmete, als fiele ihm das schwer.

„Was ist da?“

„Der Hals.“

„Bleiben Sie da.“

Dann kam es, und es kam nicht als Satz, sondern zuerst in den Händen. Die lagen nicht mehr auf den Knien.

„Sagen Sie es ihr.“

„Du hättest bleiben können.“ Er sagte es zweimal. Beim zweiten Mal lauter, als er wollte.

Sie nahm es. Dann kam der zweite Satz, und den hatte er noch nie gesagt.

„Du hast mich mit ihm alleingelassen.“

Auch den nahm sie.

Erst danach kam das andere. Er legte die Hand über die Augen und ließ sie dort liegen.

„Sie hätte da noch etwas. Sehen Sie nach, ob es passt.“

Ich sehe dein Leid und deine Trauer und du bist zu Recht wütend auf mich, ich nehme deine Wut. Und du darfst wütend über deine Trauer sein. Auch diese Wut nehme ich.

Es wurde still, anders als vorher.

„Und jetzt?“

„Traurig“, sagte er. „Sie ist mit mir traurig.“

„Wo steht sie?“

„Näher.“ Er machte die Augen nicht auf. „Sie hat eine Hand in meinem Nacken. Da, wo mein Vater sie hatte.“ Und nach einer Weile: „Sie fühlt sich warm an. Und leicht.“

Ich sah auf die Uhr. Nach etwa einer Minute veränderte sich sein Gesicht.

„Und jetzt?“

„Wütend.“ Er hob den Kopf. „Aber nicht auf sie.“

„Worauf?“

„Dass sie so früh gegangen ist.“

Da fing etwas Neues an, und es gehörte nicht mehr ihm.

Ich fragte ihn, ob es in ihrer Familie noch jemanden gab, der früh ging. Er sagte, sie hatte einen älteren Bruder, der als Kind gestorben ist, und mehr wisse er nicht. Der Name fiel ihm nicht ein.

Wir sprachen danach noch zwanzig Minuten über den Fuhrpark, weil er das brauchte. Cordes zahlte inzwischen auch die sechzig Tage nicht, und er berichtete es wie eine Wetterlage. Dabei kam heraus, dass Rethmann ihn in der Woche davor gefragt hatte, ob er krank sei. Er hatte in einer Besprechung zweimal nachgefragt, statt es zu entscheiden, und in der Werkstatt hielten sie das für ein Zeichen.

Zwischen zwei Sätzen über Reifen sagte er, seine Frau fahre mittwochs abends noch einmal weg, Sport, und er finde das gut, sie komme sonst zu nichts.

Den nächsten Termin machten wir für die Woche darauf. Dann stand er auf, und an der Tür blieb er stehen.

„Meine Frau sagt seit Jahren, dass ich nicht da bin.“ Er hatte die Klinke schon in der Hand. „Ich habe immer gedacht, sie meint die Abende.“

Kapitel 8: Die Männer, die nie gefragt wurden

Eine Woche später wusste er den Namen.

„Hermann“, sagte er, bevor er saß. „So hieß der Bruder meiner Mutter. Meine Tante hat es mir gesagt. Er war sieben.“

„Und Ihre Mutter kam danach?“

„Zwei Jahre danach.“

„Und was soll heute dabei herauskommen?“

„Dass wir das zu Ende machen.“

Ich sagte ihm einen Satz zu der Sache und keinen zweiten. Wer nach einem verstorbenen Kind geboren wird, hat manchmal das Gefühl, auf einem Platz zu stehen, der ihm nicht gehört.

Er sah mich an.

„Sie hat immer gesagt, sie sei der Ersatz. Das war so ein Wort von ihr.“

Wir holten Hermann dazu. Die beiden standen nebeneinander und waren traurig, und weiter ging es nicht.

„Da ist noch etwas“, sagte ich.

Er sah länger hin. „Er ist wütend. Auf den Arzt, der erst am nächsten Tag gekommen ist.“

Dorthin gehörte diese Wut, und seine Mutter durfte wütend darauf sein, dass ihr Bruder gegangen war. Danach standen die beiden Geschwister zum ersten Mal ruhig nebeneinander, und was der Junge ihr sagte, fand Carsten Nortmeyer selbst. Dass sie gut leben soll und seinen Platz nicht halten muss.

„Dann sehen Sie nach, was das mit ihr macht.“

Er sah lange hin, und was er dann sagte, hatte er nicht vorgehabt.

„Sie ist leichter.“

„Und jetzt gehen Sie ihr Leben noch einmal durch, bis zu dem Sommer, in dem Sie elf waren, nur diesmal mit ihrem Bruder da hinten auf seinem eigenen Platz.“

Das ging langsam, und zweimal blieb er hängen. An den Wochen, in denen sie nicht aus dem Bett kam und es zu Hause hieß, Mutti ist müde. So, sagte er, hätte er sie da nicht liegen sehen.

„Sie hätte mehr Luft gehabt.“ Er suchte das Wort. „Fröhlicher. Und mehr Kraft. Sie war immer so dünn.“

Dann wurde es still, und er sagte: „Dann wäre sie vielleicht auch nicht so früh gestorben.“

„Das sagen an dieser Stelle viele. Ob es stimmt, weiß niemand, und das ist auch nicht die Frage.“ Ich wartete, bis er mich ansah. „Die Frage ist, was es mit Ihnen macht, dass Sie es denken.“

Eine Weile sagte er nichts.

„Sie hätte es nicht ändern können. Keiner hat ihr gesagt, worauf sie steht.“

„Nein. Dass es ihr keiner gesagt hat, hat allerdings Verursacher.“ Ich ließ ihn hinsehen. „Wir fangen weit außen an.“

Dass über den Jungen zu Hause nicht mehr gesprochen wurde, hat sich niemand ausgedacht. So machte man das damals, und gut gemeint war es auch.

Wir gingen so weit zurück, bis welche dastanden, die kraftvoll genug waren und sehen konnten, was daraus geworden ist. Namen hatten sie keine, und reden mussten sie auch nicht viel. Danach die Eltern seiner Mutter, die getan hatten, was man damals tat. Dass sie es nicht besser wussten, nahm ihnen nichts von ihrem Anteil, und sie konnten Hermann und seiner Schwester die Wut nehmen.

Von außen sieht das aus wie zwei Männer, die schweigend an einem Tisch sitzen, und einer von beiden schaut auf eine Stelle im Raum, an der nichts ist.

Was dabei vorgeht, erzähle ich niemandem, der es nicht selbst erlebt hat. An diesem Vormittag veränderte sich die Atmung eines Mannes, der von sich sagt, er sei kein gefühliger Typ, viermal. Zweimal musste er aufstehen. Einmal sagte er, ihm sei kalt, und es waren sechsundzwanzig Grad im Zimmer.

Wir machten Kaffee, und danach wechselten wir die Seite.

„Jetzt dorthin, wo die Firma herkommt. Was wissen Sie über die Mutter Ihres Vaters?“

„Martha.“ Er überlegte. „Sie hat die Bücher gemacht. Vier Kinder. Und wenn er unterwegs war, hat sie den Laden gehalten.“ Eine Pause. „In der Festschrift zum Fünfzigsten steht sie nicht. Ich habe letztens nachgesehen.“

„War es zwischen den beiden einmal gut?“

Das wusste er sofort. „Vor der Firma. Davon gibt es Bilder.“

„Und danach?“

„Danach hat er gearbeitet. Sie auch. Nur hat das niemand so genannt.“

„Sehen Sie sich an, was das bei ihr gemacht hat.“

„Sie kommt nicht vor“, sagte er. „In der ganzen Geschichte kommt sie nicht vor.“

„So war die Aufteilung damals, und infrage gestellt hat sie niemand.“ Ich wartete. „Fragen Sie ihn, was er anders machen würde, wenn er sieht, was Sie gerade gesehen haben.“

Diesmal kam es schnell.

„Er hätte sie dazugeschrieben.“ Und dann, leiser: „Und er hätte sie gefragt, wie ihr Tag war.“

Was Otto ihr zu sagen hatte, sagte er selbst, und Martha gab ihm die Wut in Stücken und nicht auf einmal. Danach machte Carsten Nortmeyer die Augen zu und ließ sie zu.

„Sie hat sich bei ihm untergehakt, so wie auf den Bildern von vor der Firma. Sie mag ihn.“

„Dann sehen Sie sich Ihren Vater an. Er wächst bei diesen beiden auf, so wie sie jetzt dastehen.“

Dafür ging die meiste Zeit dieses Vormittags drauf.

„Er redet mehr“, sagte er schließlich. Und dann, ohne dass ich fragen musste: „Gefragt hat ihn trotzdem keiner, ob er es machen will.“

„Steht Ihr Großvater aufrecht?“

Er sah hin. „Ja.“

„Dann sind wir am Anfang.“

Otto, der Großvater, hatte selbst angefangen, mit einem Wagen, den er selbst reparierte. Er hatte gewählt, und gefragt hat er trotzdem nie. Das macht ihn zum Verursacher und nimmt ihm nichts von seiner Größe. Die Wut nahm er in zwei Richtungen, von seinem Sohn und von seinem Enkel, und Martha nahm ihren Teil mit, weil Danebenstehen auch ein Anteil ist.

Auch hier musste ich nichts vorsagen. „Dann hätte ich ihn gefragt. Und er dich auch.“

Bei seinen Eltern ging es schneller, weil er inzwischen wusste, wie es geht. Auf dem Hochzeitsbild lachen beide, das war der Punkt, an dem es gut war. Danach war er in der Firma und sie auch, und abends war keiner von beiden da.

Sein Vater sah sich die Abende an, an denen der Junge in ein leeres Haus kam, und sagte ihm, dass es nicht seine Absicht war. Seine Mutter nahm ihren Teil daneben, und beide nahmen die Wut, jeder für seinen. Was sie anders gemacht hätten, sagte sein Vater in einem Satz: Einer von uns wäre abends da gewesen.

„Und?“

„Es sind nicht Otto und Martha.“ Er hob die Hand und ließ sie wieder fallen. „Aber sie stehen zusammen. Und sie wollen beide dasselbe für mich.“

Dann gähnte er mitten im Satz und entschuldigte sich dafür.

„Das gehört dazu. Wenn etwas geht, macht der Körper mit.“ Er sah mich an, als sei das eine Ausrede, die ich für ihn erfunden hätte. „Fragen Sie ihn, ob es Ihnen besser gehen darf als ihm.“

Er fragte es und gähnte wieder. „Er sagt ja.“

„Und können Sie es annehmen?“

Da blieb er hängen, und was fehlte, fand er selbst. Dass es dem anderen nichts wegnimmt. Er fragte noch einmal, und dann ließ er die Schultern fallen, als hätte jemand etwas von ihm abgenommen.

„Wo im Körper?“

„Breiter.“ Er legte eine Hand auf das Brustbein. „Und wärmer.“

Dann stellte ich ihm die Frage, die in dieser Familie noch nie jemand gestellt hatte.

„Wollen Sie die Firma?“

Draußen fuhr etwas vorbei, und danach war es sehr still.

„Das hat mich noch nie jemand gefragt.“

„Ich frage jetzt.“

Ich sah ihn nicht dabei an.

„Ja.“

„Sagen Sie es ganz.“

„Ich will die Firma.“ Er sagte es noch einmal, langsamer. „Ich will sie.“

Zum Schluss schickte ich ihn in den Tag zurück, an dem sein Vater es ihm sagte, mit siebzehn, in der Werkstatt, zwischen zwei Sätzen über eine Kupplung.

„Und?“

Er sah hin, als würde er ein Foto prüfen.

„Nichts. Es ist einfach ein Tag.“

An der Tür gab er mir die Hand und ließ sie nicht gleich wieder los.

„Danke.“

Mehr sagte er nicht. Vom Fenster aus sah ich ihn unten auf der Straße neben seinem Auto stehen, den Schlüssel in der Hand. Er stand eine ganze Weile so da, bevor er einstieg.

Im September und Oktober ging es weiter, jede Woche einer von beiden. Anfang November sagte sie in ihrem Termin etwas, das nicht zum Thema gehörte.

„Er fragt neuerdings.“

„Was fragt er?“

„Mich.“ Sie nahm den Stift von meinem Tisch. „Wie mein Tag war.“

Sie drehte ihn zweimal um.

„Und jetzt weiß ich nicht, was ich antworten soll.“

Kapitel 9: Der Laden, der ihr gehörte

Sie hatte wieder Unterlagen dabei, und einen Umschlag, den sie nicht aus der Hand legte.

Sie war an diesem Tag zum zweiten Mal in der Woche in der Stadt. Warum sie am Dienstag in der Stadt gewesen war, sagte sie nicht, und ich fragte nicht. Ihr Telefon lag mit dem Display nach unten neben dem Umschlag, und zweimal an diesem Nachmittag schob sie es eine Handbreit weiter von sich weg.

Vorher erzählte sie mir den November. Zwei Fahrer waren gegangen, einer davon zu einem Mitbewerber, und nachbesetzt war nur einer. Cordes schuldete ihnen inzwischen zwei Millionen zweihunderttausend, und sie nannte die Zahl, ohne nachzusehen. Malte hatte am Wochenende gesagt, dass er nach dem Abitur weggeht, und war danach hochgegangen. Sie erzählte es in demselben Ton wie die beiden Fahrer und die Zahl.

Ich schrieb Maltes Namen auf. Die Zahl ließ ich weg.

„Und mein Mann hat es versucht“, sagte sie.

„Was?“

„Das mit dem Ankündigen. Er hat der Runde gesagt, dass die Tourenplanung umgestellt wird und dass das jemandem nicht passen wird.“ Sie hob kurz die Augenbrauen. „Dann hat er gewartet, und keiner hat etwas gesagt, und dann hat er weitergemacht wie immer.“

„Wer hätte etwas sagen müssen?“

„Kolbe. Es ist ihre Disposition.“ Sie sah auf den Umschlag. „Sie hat es mir nachher auf dem Flur gesagt.“

„Das notiere ich mir, und wir kommen darauf zurück.“ Ich sah auf ihre Hände. „Den Umschlag halten Sie fest, seit Sie hereingekommen sind.“

Sie sah ihn an, als hätte sie ihn vergessen.

„Wo wollen Sie hin?“

„Dass ich verstehe, warum mich das so wütend macht, obwohl es hundert Jahre her ist.“ Sie legte den Umschlag auf den Tisch. „Und es ist nicht hundert Jahre her, ich weiß.“

Im Oktober hatten wir über ihre Mutter gesprochen, darüber, wie in diesem Haus über Geld geredet wurde, also gar nicht. Am Ende war ein Satz gefallen, den ihre Mutter im Sommer nebenbei gesagt hatte. Danach fing Anke Nortmeyer an zu suchen.

In dem Umschlag lagen zwei Kopien. Ein Auszug aus dem Handelsregister und der Vertrag, mit dem das Geschäft bei der Hochzeit auf ihren Großvater überging.

„Der Laden gehörte ihr“, sagte sie. „Hildegard, die Mutter meiner Mutter. Von ihrem Vater hatte sie ihn, und mit neunzehn hat sie ihn allein geführt, weil sonst niemand mehr da war.“

„Und dann hat sie geheiratet.“

„Und danach stand da sein Name.“ Sie tippte mit dem Finger auf die Zeile, ohne hinzusehen. „Ich habe es zweimal gelesen, weil ich dachte, ich verstehe es falsch.“

„Sie haben es nicht falsch verstanden. So war das damals möglich, und in ihrer Familie wurde es so gemacht. Wie das rechtlich lief, hat mir einmal eine Fachanwältin erklärt: Ihr Eigentum blieb ihres, verwalten und nutzen durfte es ihr Mann.“

„Aber entscheiden konnte er.“

„Entscheiden konnte er. Übertragen wurde der Laden dann durch diesen Vertrag.“ Ich schob ihr die Kopie wieder hin. „Ein paar Jahre später galt das so nicht mehr. Was einmal übertragen war, hat danach niemand zurückgeholt.“

„Es war also in Ordnung.“

„Rechtens war das damals.“

Sie sah mich an und wartete auf den Rest.

„Und sie ist trotzdem verletzt worden. Beides gilt gleichzeitig, und keins von beiden hebt das andere auf.“

Da passierte etwas, das ich in diesem Jahr noch nicht bei ihr gesehen hatte. Sie nahm die Hand von dem Papier.

„Er hat ihn verkauft“, sagte sie. „Dreizehn Jahre später. Sie hat es erfahren, als es entschieden war.“

„Woher wissen Sie das?“

„Von meiner Mutter. Sie war dabei, als es gesagt wurde. Sie war zwölf.“

Wir holten ihre Großmutter dazu.

„War es zwischen den beiden einmal gut?“

„Am Anfang.“ Sie sah an mir vorbei. „Es gibt ein Bild von der Eröffnung nach dem Umbau. Da stehen beide vor der Tür, und er hat den Arm um sie.“

„Wann hat das aufgehört?“

„Ich weiß es nicht. Irgendwann war sie die, die die Bücher macht.“

„Und was hat das mit ihr gemacht?“

„Sie hat weitergearbeitet“, sagte sie schließlich. „Bis zu dem Tag, an dem verkauft wurde. Es hat nur keiner mehr davon gesprochen.“

„Dasselbe wie bei Ihrem Mann und seiner Großmutter. Er hat es nicht anders gekannt, und infrage gestellt hat es niemand. Fragen Sie ihn, was er heute anders machen würde.“

Sie sah dahin, wo die beiden standen, und nahm sich Zeit.

„Er hätte den Laden auf beide geschrieben.“ Ihre Stimme wurde dabei leiser, nicht fester. „Und beim Verkauf hätte er sie gefragt. Vorher.“

„Was sagt er ihr?“

„Dass er sieht, was das mit ihr gemacht hat. Dass es nicht seine Absicht war.“ Sie schluckte einmal. „Und dass sie zu Recht wütend ist und dass er sie nimmt, weil er dafür verantwortlich war.“

„Prüfen Sie, ob sie sie ihm gibt.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein.“

„Dann lassen wir sie dort. Was fehlt?“

Sie suchte eine Weile, und sie suchte an einer Stelle, an die ich nicht gedacht hatte.

„Der Tag, an dem geräumt wurde.“ Ihre Hand ging an den Hals. „Den hat sie aus dem Fenster gesehen. Die Leute haben die Regale rausgetragen, und dass es an diesem Tag sein würde, hatte ihr keiner gesagt.“

„Gehen Sie in diesen Tag. Hat sie da etwas gesagt?“

Ihr Gesicht veränderte sich.

„Ja.“ Dann, langsamer: „Sie sagt: Das soll dir kein Glück bringen.“

Sie hörte sich dabei selbst zu.

„Das ist jetzt ein bisschen viel.“

„Glauben müssen Sie davon nichts. Sehen Sie nachher nach, ob sich bei Ihnen etwas verändert hat. Wenn nichts ist, war es nichts.“

Wer ohnmächtig vor Wut ist, spricht manchmal so etwas aus, und es bleibt liegen. Was ihre Großmutter an diesem Fenster gesagt hat, war nicht der Ärger eines Tages.

Zurücknehmen lässt sich so ein Satz nicht, solange die Ohnmacht dahinter noch genauso dasteht wie damals.

Deshalb kam erst das andere.

„Er soll hinsehen, was sie an diesem Tag war. Nicht wütend. Davor.“

Sie ließ sich Zeit, und sie sah dabei nicht mich an, sondern die Stelle, an der das Fenster gewesen wäre.

„Klein“, sagte sie. „Sie konnte nichts machen. Sie stand am Fenster und konnte nichts machen.“

„Kann er das sehen?“

„Ja.“

Er sagte ihr, dass er sieht, wie ohnmächtig sie dastand, dass es nicht seine Absicht war und dass sie zu Recht wütend ist. Diesmal nahm er die Wut, und sie konnte sie ihm geben. Sie kam anteilig und nicht auf einmal, und als der letzte Teil weg war, gingen ihre Schultern herunter und sie stand anders da.

„Und jetzt fragen Sie sie nach dem Satz.“

Sie sah eine Weile hin.

„Sie sagt, damals hat sie es so gemeint.“ Sie hörte weiter hin. „Und dass sie es heute nicht mehr sagen würde. Wenn sie so dagestanden hätte wie jetzt, wäre ihr das gar nicht eingefallen.“

„Dann nimmt sie ihn zurück. Bei ihm. Bei allen, die nach ihm kommen. Und bei allen, die nach ihr kommen. Es sind dieselben Menschen, und sie sagt es trotzdem zweimal.“

Sie machte es, und sie sagte es zweimal, und beim zweiten Mal wurde ihre Stimme fest.

Danach kam der Teil, an den bei so einem Satz fast nie jemand denkt.

„Dann sehen Sie jetzt nach, wo dieser Satz bei Ihnen angekommen ist. Bei Ihrer Mutter, bei Ihnen, bei Ihrem Mann, bei Ihren Kindern. Wenn nirgendwo, lassen wir ihn liegen.“

Es war nicht nirgendwo. Was sie nannte, nannte sie selbst.

„Dann fragen Sie Ihre Großmutter, ob sie sich das ansieht. Gewollt hat sie es nicht, und angerichtet hat sie es trotzdem. Die Wut dafür gehört zu ihr.“

Das war schwer, und es ging.

„Sie nimmt sie“, sagte sie. „Von allen.“

„Und jetzt sehen Sie ihren Mann an. Wie viel davon gehört ihm?“

Sie musste nicht überlegen.

„Das meiste.“

Er nahm es.

„Wie stehen die beiden?“

Sie machte die Augen auf. „Nebeneinander. Sie sieht ihn an, als ob sie ihn kennt.“

„Und Ihre Mutter? Die wächst jetzt bei diesen beiden auf.“

Auch das kostete Zeit, und danach war sie blass.

„Sie redet“, sagte sie. „Bei uns zu Hause hat keiner geredet, und da redet sie.“

Von dort gingen wir nach vorn, bis zu ihr selbst, und ich fragte sie, wo sie das merkt.

„Hier.“ Sie legte die Hand flach auf den Bauch und schob sie langsam hoch bis zum Brustbein. „Und bis hier.“

Weiter kam sie zunächst nicht. Ihr Gesicht ging auf, und dann weinte sie, und es war nicht das Weinen, das ich von ihr kannte, keins aus Erschöpfung und keins, bei dem jemand über etwas weint. Die Hand ließ sie liegen, wo sie war.

„Entschuldigung“, sagte sie irgendwann.

„Wofür?“

Darauf hatte sie keine Antwort.

„Es ist weit“, sagte sie dann. „Da lag die ganze Zeit etwas drauf. Gemerkt habe ich das nie, weil es immer da war.“

„Wo noch?“

Sie sah an sich herunter, als müsste sie nachsehen.

„Überall.“ Sie hielt die Arme ein Stück vom Körper weg. „In den Armen. Bis in die Füße. Als wäre ich leichter geworden.“ Dann lachte sie, mitten im Weinen, und entschuldigte sich diesmal nicht dafür. „Ich könnte jetzt aufstehen und loslaufen.“

„Machen Sie.“

Sie stand auf und ging einmal durch mein Zimmer, ans Fenster und zurück. Sie ging anders, als sie hereingekommen war, und ich glaube, sie merkte es selbst, weil sie auf halbem Weg stehen blieb und an sich heruntersah.

Ein Gewicht, das ein Leben lang liegt, fühlt sich nicht wie ein Gewicht an, sondern wie der eigene Körper. Deshalb sagte sie auch nicht, dass etwas weg ist, sondern dass etwas da ist.

Sie setzte sich wieder hin, und eine Weile sagte keiner von uns etwas.

„Und das bleibt jetzt so?“

„Das gehört Ihnen.“

Wenn so ein Satz zurückgenommen ist, bleibt die Arbeit nicht beim Zurücknehmen stehen. Der Satz hatte einen Inhalt, und der hat irgendwo gewirkt.

„Sehen Sie erst die beiden an. Wie steht ihr Leben jetzt da, und das Ihrer Mutter?“ Das ging schnell, weil sie das schon hatte.

„Und jetzt gehen Sie Ihr eigenes Leben durch, von da an, wo es gut war, bis heute, und sagen Sie mir, wo Sie hängen bleiben. Ich sage Ihnen vorher nicht, wonach Sie suchen sollen, sonst finden Sie es auch.“

Sie ging es langsam durch und blieb dreimal hängen.

Beim ersten Mal ging es um die Sparkasse und um eine Stelle, die sie nicht genommen hat.

Beim zweiten Mal sagte sie nichts dazu. Sie schüttelte nur den Kopf.

Bei jeder dieser Stellen blieben wir stehen, bis sie mir sagen konnte, wie es dort aussieht, wenn die beiden hinter ihr stehen und niemand mehr etwas mitträgt, das er nie bekommen hat.

Beim dritten Mal machte sie die Augen auf.

„Da hätte ich etwas gesagt.“

„Wo?“

„Das zeige ich Ihnen gleich.“

Beim Aufstehen tat sie die Kopien zurück in den Umschlag, langsam, jede einzeln.

Dann nahm sie einen zweiten Umschlag aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch.

„Was ist das?“

„Mein Ehevertrag.“ Sie legte die Hand darauf und nahm sie wieder weg. „Ich habe ihn seit der Unterschrift nicht mehr gelesen.“

Kapitel 10: Was ich zu früh wollte

Im Dezember rief er an und fragte, ob ich hinauskommen könne. In dem ganzen Jahr hatte er mich um nichts gebeten.

Es nieselte, und auf dem Hof gingen die Leute schneller als sonst. In der Werkstatt stand ein Fahrzeug über der Grube, an dem niemand arbeitete. Rethmann kam heraus, sah mich, nickte und ging wieder hinein. Im März hatte er sich mir noch vorgestellt, mit Namen und mit seinen Jahren.

Carsten Nortmeyer saß nicht oben. Er stand unten an dem Stehtisch neben der Disposition, an dem die Entscheidungen fallen, meistens im Stehen und meistens vor sieben. Vor ihm lag ein Ausdruck.

„Sie sind schon da.“ Er schob den Ausdruck ein Stück zur Seite und gleich wieder zurück.

Nach seinem Ziel musste ich diesmal nicht fragen, er hatte es im Auto fertig.

„Dass ich nicht in Panik gerate.“ Er sagte es, ohne dabei zu lachen, und das war neu.

„Wovor?“

„Drei Millionen über sechzig Tage.“ Er drehte den Ausdruck zu mir, obwohl ich die Zahlen nicht brauchte. „Zwei Drittel davon bei einem einzigen Kunden. Dazu zwei Fahrer weg. Und die Bank will Mitte Januar wissen, wie wir das Jahr abschließen.“

„Was sagt Ihre Frau dazu?“

Er sah an mir vorbei auf die Scheibe, hinter der Sandra Kolbe telefonierte.

„Die weiß das alles.“

„Das habe ich nicht gefragt.“

Er antwortete nicht darauf, und ich ließ ihn. Wir gingen zwanzig Minuten die Zahlen durch, obwohl das nicht mein Fach ist, und dabei wurde er ruhiger. Er erklärte mir den Unterschied zwischen einer Linie und einer Zusage und

warum das eine kein Geld ist. Er war gut darin. Es tat ihm offensichtlich gut, einmal etwas zu erklären, das er kann.

Dann kam der Teil, den ich seitdem anders mache.

Ich hatte seit dem Sommer mit ihm gearbeitet, und es war jedes Mal gut gelaufen. Ich dachte, er hält das aus. Also sagte ich ihm, was ich sah. Dass er mit dieser Zahl allein dasteht, obwohl einen Stock höher jemand sitzt, der dafür zuständig wäre. Und dass er das kennt, seit er elf ist.

Es stimmte sogar. Es war nur nicht dran.

Er wurde nicht laut. Er wurde höflich.

„Kann sein“, sagte er. Dann sah er auf die Uhr. „Ich habe gleich die Runde.“

Wir waren seit vierzig Minuten dabei. Ich hatte vier Stunden im Kalender.

Auf dem Weg über den Hof sagte er noch etwas über das Wetter und darüber, dass im Januar immer zwei Wochen nichts läuft. An der Fahrertür blieb er stehen.

„Der Januar passt mir nicht. Februar vielleicht. Ich melde mich.“

Ich fuhr die zwei Stunden zurück und wusste auf der Hälfte, woran es gelegen hatte. Die Beobachtung stimmte. Der Zeitpunkt stimmte nicht.

Wer in der Woche vor dem Jahresabschluss drei Millionen über sechzig Tage hinaus offen hat, mehr als zwei Drittel davon bei einem Kunden, braucht keinen, der ihm sagt, woran ihn das erinnert. Er braucht zuerst einen, der ihm zuhört, bis er fertig ist. Danach darf man das andere fragen, und meistens fragt er es dann selbst.

Das hat mich sechs Wochen gekostet, und zurückgeholt habe ich sie nicht. Die beiden Termine, die im Januar mit ihm stattgefunden hätten, fanden nicht statt. Was in diesen Wochen bei ihm lief, weiß ich nur daraus, wie er im Februar dasaß.

Seine Frau kam weiter.

Beim Hinausfahren stand Rethmann am Tor und hob die Hand. Dann kam er doch noch zwei Schritte auf das Auto zu, und ich ließ das Fenster herunter.

„Ist bei ihm was?“

„Fragen Sie ihn.“

„Habe ich.“ Er klopfte zweimal auf das Autodach und ging zurück in die Werkstatt. „Er hat gesagt, alles gut.“

Kapitel 11: Der Name, den niemand nannte

„Josef“, sagte sie, bevor sie den Mantel ausgezogen hatte. „Er hieß Josef.“

Über die Feiertage hatte der Hof durchgearbeitet, weil ein Kunde eine Umstellung im Lager fahren ließ. Sie hatte die Weihnachtszulagen zweimal gerechnet, weil sie sich beim ersten Mal nicht zutraute, dass sie stimmten. Den Namen hatte sie auch über Weihnachten bekommen.

„Was soll heute herauskommen?“

„Dass ich weiß, warum das etwas mit mir zu tun hat.“

Sie war zwischen den Jahren bei ihrer Mutter gewesen, zwei Tage, und irgendwann stand sie mit ihr in der Küche. Es ging um nichts, um Kartoffeln und um eine Schale, die kaputtgegangen war. Dann sagte ihre Mutter, vor deinem Großvater war da noch einer, aber der ist nicht zurückgekommen.

„Einfach so“, sagte sie. „In einem Nebensatz. Ich bin dreiundfünfzig.“

„Und dann?“

„Dann habe ich gefragt, wie er hieß, und sie hat es mir gesagt. Und dann hat sie über die Schale weitergeredet.“

„Gibt es ein Bild?“

„Nichts. Kein Foto, kein Brief, nichts in der Wohnung. Ich habe als Kind jeden Karton in diesem Haus angefasst.“

Mehr war es nicht. Ein Vorname, eine Verlobung und ein Mann, der nicht zurückkam. Nach Ort und Umständen fragte ich nicht. Eine Frage stellte ich trotzdem, und die gehört dazu.

„Wer hat dafür gesorgt, dass er nicht wiedergekommen ist?“

Sie sah mich an, als hätte ich sie falsch verstanden.

„Der Krieg.“

„Ein Krieg sorgt für nichts. Menschen sorgen. Irgendwer hat ihn eingezogen, irgendwer hat ihn dorthin geschickt, und irgendwer hat geschossen. Die

müssen wir nicht kennen, und Namen haben sie für uns auch nicht. Es muss nur klar sein, dass es sie gab.“

Solange etwas einfach passiert ist, hat die Wut keine Richtung. Sie bleibt liegen, wo sie entstanden ist. Erst wenn es Verursacher gibt, kann sie dorthin, wo sie hingehört.

„Holen Sie Ihre Großmutter dazu. Und dann sehen Sie nach, ob noch jemand da ist.“

Diesmal dauerte das Suchen länger als im November.

„Er steht hinter ihr“, sagte sie. „Weit hinten.“

„Sagen Sie seinen Namen.“

„Josef.“

„Noch einmal.“

Sie sagte ihn noch einmal, und danach legte sie die Hand an den Hals.

„Was ist da?“

„Es hat noch nie jemand laut gesagt.“

Wir holten ihn nach vorn. Er war zuerst da, vor ihrem Mann, und in dieser Reihenfolge stehen die beiden auch.

„Was ist zwischen den beiden?“

Sie runzelte die Stirn.

„Sie mögen sich. Es ist noch da.“

„Für sie war es offenbar nie ganz vorbei.“

„Was sagt Ihr Großvater zu ihm?“

„Du warst vor mir.“ Sie sagte es leise und dann noch einmal, um zu hören, ob es stimmt. „Du warst vor mir. Ich weiß das.“

„Und was ist zwischen ihr und Josef noch offen?“

Sie legte die Stirn in Falten, als dürfte das nicht sein.

„Sie ist wütend auf ihn. Weil er nicht wiedergekommen ist.“

„Bevor er etwas nimmt, nehmen die anderen. Die, die ihn eingezogen haben, und die, die geschossen haben. Von ihr und von ihm.“

Das ging ohne Gesichter und ohne Namen. Es genügt, dass da jemand ist, bei dem es ankommt.

„Und jetzt er. Nur den Teil, der seiner ist.“

Er nahm ihn, Stück für Stück, und danach wurde die Großmutter kleiner, aber nicht im schlechten Sinn.

„Was sieht er noch?“

„Dass sie Angst hat.“ Der Rest kam hinterher. „Dass wieder einer geht.“

„Kann er das ansehen?“

„Ja.“

Die beiden waren eine Weile gemeinsam traurig, und danach löste es sich.

Dann kam der Teil, den ich bei einer verlorenen ersten Liebe nie auslasse.

„Die beiden haben sich damals ihr Herz geschenkt, und angekommen ist es auch. Ist es danach jemals zurückgegeben worden?“

Sie verstand es, bevor ich zu Ende gesprochen hatte.

Ich gebe dir dein Herz zurück, sagte er, und sie sagte, ich nehme mein Herz zurück. Dann sie zu ihm, und er zu ihr. Sie sagte beide Sätze laut und langsam, und beim zweiten Mal musste sie ihn nicht mehr vorsprechen lassen. Danach wünschten die zwei sich gegenseitig alles Gute für das, was danach kam, und auf seiner Seite dauerte das länger.

Dann sagte er es ihr.

Du sollst gut leben. Und deine Liebe sollst du dem geben, der jetzt neben dir steht. Ich stehe dahinter, und mein Platz bleibt meiner.

„Was macht sie?“

Anke Nortmeyer suchte.

„Sie hört auf zu warten.“

„Und wohin geht ihre Liebe dann?“

Das kam nicht sofort.

„Zu ihm“, sagte sie. „Zu meinem Großvater. Sie sieht ihn an.“

„Und was macht er?“

„Er glaubt es erst nicht.“ Sie lächelte, ohne es zu merken. „Jetzt schon. Er freut sich.“ Sie legte die Hand an ihr eigenes Schlüsselbein. „Er fasst sie an der Schulter an. Das hat er sich vorher nie getraut.“

„Fragen Sie ihn, ob zwischen den beiden noch etwas offen ist.“

Sie sah hin. Was sie dann sagte, sagte sie leise.

„Er hat ein Leben lang neben ihr gelegen und gewusst, dass sie woanders ist.“

„Dann ist er zu Recht wütend, und sie hat ihren Anteil daran. Prüfen Sie, ob sie ihn nimmt.“

Sie nahm ihn, nicht auf einmal und nicht ohne Mühe, und sie sagte ihm dazu, dass es nicht ihre Absicht war. Josef stand dabei hinter den beiden und mischte sich nicht ein.

Danach wurden die beiden zusammen traurig, über die Jahre, die so gelaufen waren und die niemand mehr zurückholt. Erst ganz am Schluss wurde es ruhig.

„Und wie steht er jetzt?“

„Daneben.“ Sie machte die Augen auf. „Besser als vorhin. Er muss nichts mehr wegdrücken.“

„Und bei Ihnen? Was ist bei Ihnen anders?“

Damit hatte sie nicht gerechnet.

„Bei mir?“

„Bei Ihnen. Wenn dort etwas weggeht, geht es bei Ihnen mit weg. Sehen Sie nach.“

Sie machte die Augen wieder zu und blieb eine Weile still.

„Wärme“, sagte sie dann. „Im Rücken. Das war vorher nicht so.“ Sie drehte die Schultern, erst nach links, dann nach rechts. „Und vorne zieht es weniger.“

Danach gingen wir nach vorn. Ihre Mutter wächst jetzt bei zweien auf, die nebeneinanderstehen, und von dort kam sie selbst. Es ging schneller als beim letzten Mal.

„Das ist bei mir auch so.“

„Was?“

„Ein Platz, über den keiner spricht.“ Sie sah mich an. „Deshalb war das so groß. Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, warum ich das nicht hinbekomme. Dreimal habe ich es beendet, und dreimal war es nach zwei Wochen wieder da. Ich habe gedacht, ich bin einfach schwach.“

„Dreimal beendet und dreimal wieder da. Das sagt nichts über Sie, das sagt etwas über den Platz. Wo einer leer bleibt, setzt sich irgendwann jemand darauf, und der, der sich darauf setzt, hat damit nichts zu tun.“

Dann sagte sie etwas, das nicht mehr zu ihrer Großmutter gehörte.

„Ich weiß jetzt auch, warum ich meinen Mann genommen habe.“

Ich wartete.

„Einer, der nicht viel fühlt, geht auch nicht weg.“

Sie sah auf den Tisch.

„Er weiß das nicht.“

„Nein.“

„Ich auch nicht.“ Sie lachte kurz. „Bis eben.“

Wir machten danach eine Pause, und sie ging auf den Flur. Als sie wiederkam, hatte sie ihre Sachen schon eingepackt, obwohl noch Zeit war.

„Und was ich da gefunden habe“, sagte sie. „War das dann auch nur ein Platz?“

„Was zu klären ist, ist der Platz. Das Gefühl bleibt Ihres.“

Sie nickte, langsam, zweimal.

„Dann ist es also in Ordnung“, sagte sie an der Tür.

Kapitel 12: Ein Jahr später

Der Hof sah aus wie im Jahr davor, nur nasser. Zwei Wagen standen mit offenen Türen an der Rampe, einer davon war neu, das sah man an den Reifen. Am Tor hing dasselbe Schild. Im Schuppen brannte Licht.

Auf dem Besucherplatz stand ein älterer Kombi, den ich vorher nie dort gesehen hatte. Als ich nach dem ersten Kaffee noch einmal hinaussah, war er weg.

Auf dem Weg über den Hof fiel mir etwas auf, das ich mir aufgeschrieben hatte und ein Jahr lang nicht brauchte. Rethmann kam mit einer Frage aus der Werkstatt und ging an der Bürotür vorbei zu Nortmeyer in den Schuppen. Zehn Minuten später kam Ostermann mit einem Ausdruck aus derselben Richtung und ging hoch zu Anke Nortmeyer. Beide hätten zum jeweils anderen gehen können. Keiner tat es.

Ich war im Februar hinausgefahren, weil beide an einem Tag Zeit hatten und keiner von beiden vier Stunden wegkonnte. Für die Arbeit war das kein Nachteil. Ich sehe mir gern an, wo etwas hingehört, wenn eine Weile daran gearbeitet wurde.

Carsten Nortmeyer stand im Schuppen und hatte Hände, mit denen er nichts anfassen wollte. Er hatte die Motorhaube auf.

„Hier ist es ruhiger“, sagte er. „Ist Ihnen das recht?“

„In welche Richtung soll es gehen?“

„Dass ich nicht wieder in den Juni komme.“ Er wischte sich an einem Lappen ab. „Letztes Jahr im Juni war ich abends um acht noch hier. Jeden Tag.“

„Und jetzt?“

„Halb sieben. Meistens.“

Wir arbeiteten eine Stunde im Schuppen, neben dem Wagen seines Großvaters, und es war der erste Termin, in dem er von selbst anfing. Die Wut auf seinen Vater kam an diesem Vormittag noch einmal hoch, spät und ohne An-

lass, und sie war größer als im Herbst. Das ist normal. Was zuerst kommt, ist selten alles.

Danach gingen wir hoch ins Büro, und Anke Nortmeyer setzte sich dazu.

„Und Sie? Wo wollen Sie hin?“

„Dass ich gefragt werde.“ Sie überlegte kurz. „Und dass ich dann auch antworte.“

Die beiden waren stabiler, als ich erwartet hatte. Sie zeigte es an einer Kleinigkeit, ohne dass ihr das aufgefallen wäre: Sie brachte mir einen Kaffee und entschuldigte sich dabei nicht dafür, dass es nur Filterkaffee gab.

Was mir nicht gefiel, war etwas anderes.

Auf ihrem Schreibtisch lag ein Ordner mit einer Klammer am Rand, und auf der Klammer stand ein Datum, das sechs Wochen zurücklag.

„Was ist das?“

„Die Ausschreibung.“ Sie sagte es ohne Betonung. „Cordes. Der schreibt alle drei Jahre neu aus. Wir hätten bis zum Fünfzehnten abgeben müssen.“

„Und?“

„Haben wir nicht.“

Der Fünfzehnte lag in der Woche, in der sie bei mir zum ersten Mal einen Namen laut gesagt hat, den in ihrer Familie nie jemand ausgesprochen hatte. Ich sah es später in meinem Buch nach. Ob das eine mit dem anderen zu tun hat, weiß ich nicht. Dass beide in diesen Monaten weniger Kopf für die Firma hatten, weiß ich, und dafür bin ich mitverantwortlich.

Ich sah zu ihm.

„Ich habe gedacht, sie macht das“, sagte er.

„Und ich habe gedacht, er macht das.“ Sie legte die Hände auf den Ordner. „Es ist niemandem eingefallen zu fragen.“

„Was heißt das für Sie?“

„Wenn er uns rausnimmt, sind das zweiundvierzig Prozent.“ Sie wusste es sofort. „Und siebzig Fahrzeuge, die montags nicht wissen, wohin.“

Er sagte nichts, und was in seinem Gesicht passierte, war neu. Im Jahr davor wäre er laut geworden, oder er hätte den Ordner genommen und wäre telefonieren gegangen.

„Wer hat es gemerkt?“

„Kolbe“, sagte sie. „Am Zwanzigsten. Sie hat es zweimal bei ihm versucht, vormittags und nachmittags, und dann hat sie mich angerufen und gefragt, ob sie das Angebot trotzdem rausschicken soll.“

„Bei mir versucht?“

„Zweimal.“

Er dachte nach und fand es nicht.

„Mit wessen Unterschrift?“

Die beiden sahen sich an.

„Mit meiner“, sagte Anke Nortmeyer. „Sie hat gefragt, ob sie darf. Am Telefon. Ich habe ja gesagt.“

Vor einem Jahr hätte Sandra Kolbe nicht gefragt, ob sie darf. Vor einem Jahr hätte sie gewartet, bis er nickt.

Wir sprachen eine Weile über das Angebot, über die Frist und darüber, ob der Kunde es überhaupt noch annimmt, und dann ließ ich es liegen, weil es nicht mein Fach ist und weil der Ordner nicht die Sache war.

„Sie beide haben seit einem Jahr sehr gut gearbeitet“, sagte ich. „Und dabei ist eine Stelle unbesetzt geblieben. Das ist keine Nachlässigkeit, das passiert genau dort, wo zwei zuständig sind und keiner von beiden benannt ist.“

„Wir waren doch da“, sagte er.

„Sie waren beide da. Jeder hat den anderen dort vermutet.“

Bevor ich ging, erzählte sie mir noch etwas, das nichts mit der Ausschreibung zu tun hatte. Er hatte die Werkstattzeiten umgestellt, im Januar, und sie hatte es erfahren, als die ersten Stundenzettel anders aussahen.

„Und was haben Sie gemacht?“

„Ich habe es korrigiert und nichts gesagt.“

Das gehörte unter den Reifenlieferanten vom Januar davor.

Unten im Flur hing noch ein Abzug desselben Fotos, zwei Kinder auf einem Anhänger.

„Kommt Ihr Sohn manchmal her?“

„Malte war seit zwei Jahren nicht mehr auf dem Hof“, sagte sie. „Er sagt, es interessiert ihn nicht.“

Sie sagte es und ging weiter, und ich fragte nicht nach.

Als ich fuhr, stand Sandra Kolbe zwischen den Autos und legte ihre Tasche auf die Rückbank. Sie wartete, bis ich auf ihrer Höhe war.

„Darf ich Sie was fragen?“

„Fragen dürfen Sie.“

„Wen frage ich zuerst, wenn es eilt?“

Ich sagte ihr, dass ich ihr das nicht beantworte, weil es nicht meine Entscheidung ist, und sie nickte, als hätte sie damit gerechnet.

„Ich frage ja nur“, sagte sie. „Ich mache es sonst nämlich weiter wie bisher.“

Sie legte die Hand auf die Fahrertür und machte sie nicht auf.

„Noch was. Es geht mich nichts an.“ Sie sah über das Dach hinweg auf die Halle. „Frau Nortmeyer hatte im Januar zweimal einen Kundentermin im Kalender. Beide Kunden gibt es, und beide haben an dem Tag niemanden gesehen. Ich weiß das, weil ich mit beiden telefoniere.“

„Und was machen Sie damit?“

„Nichts.“ Sie machte die Tür auf. „Was denn.“

Kapitel 13: Ein Sonntag in einer Küche

Sie kamen in zwei Autos, weil er vom Kunden kam und sie vom Betrieb, und das war der einzige Grund.

Im April saßen sie zum ersten Mal seit einem Jahr wieder zusammen bei mir. Im März hatten wir geprüft, ob es reicht, und es reichte.

„Wo wollen Sie hin?“

„Dass wir zu zweit entscheiden“, sagte sie.

„Und Sie?“

„Dass ich mitkriege, was los ist.“ Er überlegte kurz. „Und dass sie nicht mehr alles allein macht.“

„Und zusammen?“

Das dauerte. Dann sagte sie es, und er ließ sie ausreden.

„Dass wir ein Paar sind, das eine Firma hat. Nicht andersherum.“

„Stimmt das für Sie auch?“

Er sah sie an und brauchte dafür länger als für seinen eigenen Satz. „Ja. Das wäre neu.“

Zuerst erzählten sie sich, was sie den Winter über gemacht hatten, jeder dem anderen, und ich achtete nur darauf, dass keiner den anderen unterbrach.

„Kurz, wie es war“, sagte ich. „Und dann ausführlich, wie es jetzt ist. Wer beim Alten bleibt, verliert dabei genau die Kraft, die er sich geholt hat.“

Beide hielten sich daran, und beide hatten für das Neue mehr zu sagen als für das Alte. Er nannte Martha, seinen Vater und Hermann in drei Sätzen und erzählte dann, wie sie mit seinem Großvater jetzt dastehen und dass er zum ersten Mal ausgesprochen hat, dass er die Firma will.

Sie hörte das meiste zum ersten Mal, nach achtzehn Jahren in dieser Familie.

Bei ihr ging es um Hildegard, um den Laden und um einen Namen, den sie über Weihnachten bekommen hatte.

„Den kannte ich nicht“, sagte er.

„Ich auch nicht.“

„Und die Angst?“, fragte ich.

„Die ist weg.“ Sie horchte noch einmal nach innen. „Bei ihr. Und bei mir auch.“

„Und jetzt gehen Sie beide Ihr Leben noch einmal durch“, sagte ich. „Von vorn bis zu dem Tag, an dem Sie sich kennengelernt haben. Nur diesmal mit diesen Vorfahren im Rücken, so wie sie jetzt dastehen.“

„Ich hätte gefragt, was ich selber will“, sagte sie danach. „Ich habe das genommen, was sicher war, und ich habe es gut gemacht. Aber gefragt habe ich mich nie.“

„Und Sie?“

Er sah auf den Tisch.

„Die Beerdigung“, sagte er. „Ich hätte weinen dürfen. Und er hätte neben mir gestanden und mit mir geweint, um sie.“

Sie sah ihn an und sagte nichts.

„Und danach?“

„Dann hätte ich das nicht zugemacht.“ Er hielt eine Hand flach vor die Brust. „Dann wäre ich mit achtzehn erst mal weggegangen.“ Er hob die Hand, bevor sie etwas sagen konnte. „Und dann wäre ich wiedergekommen.“

„Und der Tag, an dem Sie sich kennengelernt haben?“

Sie ließen sich beide Zeit.

„Der wäre gewesen“, sagte sie.

Danach bat ich jeden, die Vorfahren des anderen anzusehen, immer als Paare. Bei ihr ging das schnell. Bei ihm zog es sich.

„Der steht nicht neben ihr“, sagte er. „Der steht davor.“

„Fragen Sie Ihre Frau, woran sie es sieht.“

Es dauerte einen Moment, bis Anke Nortmeyer begriff, dass sie gemeint war.

„Er ist zu ihr gekommen, als sie den Laden allein hatte“, sagte sie. „Jeden Sonntag, ein Jahr lang, bevor irgendwer von Heiraten gesprochen hat. Das hat mir meine Mutter einmal erzählt, und ich habe nie verstanden, warum ausgerechnet das.“ Sie sah ihren Mann an. „Er hat sie gemocht, bevor er irgendetwas von ihr hatte.“

Er sah noch einmal hin, und diesmal ging es.

„Wann hat Ihr Vater erfahren, dass Sie heiraten wollen?“

Er musste nicht nachdenken.

„Im Februar. Ich habe es meinem Vater in der Werkstatt gesagt.“

„Und was hat er gesagt?“

„Dass wir dann einen Ehevertrag brauchen.“

„Wie lange danach war der Sonntag?“

„Sechs Wochen.“ Das kam von ihr.

Ich bat ihn, mir diesen Sonntag zu erzählen, von morgens an, und bat sie, währenddessen nichts zu sagen. Sie nahm den Kugelschreiber, der auf dem Tisch lag.

Er fing bei der Auffahrt an. Sein Vater hatte den Rasen gemäht, obwohl es März war und der Rasen es nicht nötig hatte. In der Küche saß der Steuerberater, der schon bei seinem Großvater der Steuerberater gewesen war, und auf dem Tisch lagen die Unterlagen in einer Klarsichthülle. Es gab Kaffee und Streuselkuchen vom Vortag. Sein Vater sagte zweimal, das sei heute üblich. Der Steuerberater erklärte es zehn Minuten lang und machte die Hülle dabei nicht auf, weil er es auswendig konnte. Dann unterschrieb Anke den Entwurf. Danach stiegen sie ins Auto und fuhren.

„Wie lange hat das alles gedauert?“

„Vielleicht vierzig Minuten.“

„Danke.“ Ich drehte mich zu ihr. „Und jetzt Sie. Von morgens an.“

Sie erwähnte die Auffahrt nicht. Sonst war es derselbe Nachmittag, bis in die Streusel hinein. Der Steuerberater, der die Hülle nicht aufmachte. Der Satz

seines Vaters, dass das heute üblich sei, zweimal. Die vierzig Minuten. Und zwei Sachen mehr.

„Ich hatte keinen Stift dabei“, sagte sie. „Meiner war in der Tasche im Flur, und ich wollte nicht aufstehen. Der Steuerberater hat mir seinen gegeben.“

Sie sah auf den Kugelschreiber in ihrer Hand, als hätte sie ihn gerade erst bemerkt, und legte ihn hin.

„Und als ich unterschrieben hatte, hat dein Vater mir das Blatt aus der Hand genommen und mir den Teller hingeschoben. So. Das hätten wir.“

Sie sagte es zu ihm und nicht zu mir.

„Sie haben beide denselben Nachmittag beschrieben“, sagte ich. „Die gleichen vierzig Minuten, den gleichen Kuchen, den gleichen Satz zweimal.“

Keiner von beiden sagte etwas.

„Wann haben Sie sich das gegenseitig erzählt?“

Er sah sie an. Sie schüttelte den Kopf.

„Gar nicht“, sagte sie.

„Achtzehn Jahre.“

„Es gab ja nichts zu erzählen“, sagte er. „Wir waren beide dabei.“

„Sie waren beide dabei, und keiner von Ihnen weiß, wie es für den anderen war. Das ist nicht dasselbe.“

Er schob seinen Becher ein Stück von sich weg und sah dabei an ihr vorbei.

„Was haben Sie an diesem Nachmittag gedacht?“, fragte ich ihn.

„Nichts. Ehrlich. Es war eine Formalie.“

„Und Sie?“

Sie drehte den Stift zweimal um.

„Ich habe darauf gewartet, dass er etwas sagt.“

Er drehte sich zu ihr, und in seinem Gesicht war nichts Abwehrendes, sondern nur die Verwirrung von jemandem, dem eine Rechnung nicht aufgeht.

„Was denn?“

„Irgendwas.“

Wir machten an dieser Stelle einen Haken, weil das der Anfang der nächsten Arbeit war und nicht ihr Ende, und weil die vier Stunden um waren.

Vorher gab ich ihnen noch etwas mit, das sie von da an jeden Tag machen sollten. Die eigenen Vorfahren holen, immer als Paare und immer so, wie sie jetzt dastehen, auf Augenhöhe und liebevoll nebeneinander, und sie so lange ansehen, bis man die Kraft spürt. Danach dasselbe mit den Vorfahren des anderen. Jeder für sich und einmal zusammen, immer bei derselben Gelegenheit, beim Duschen, beim Laufen, morgens vor dem Aufstehen. Wenn das schwer wird und die Vorfahren blass werden, ist etwas Neues aufgetaucht, und dann rufen sie an.

„Und wenn ich ihre Vorfahren nicht sehe?“, fragte er.

„Dann sehen Sie zuerst Ihre eigenen an, bis die Kraft da ist. Meistens geht es danach. Wenn nicht, gehen Sie bei ihr eine Generation weiter zurück.“

Beim Aufstehen nahm er seine Schlüssel, und dann blieb er noch einmal stehen.

„Wenn dir das so wichtig ist“, sagte er zu ihr, „dann ändern wir den Vertrag. Das ist doch kein Ding. Ich rufe den Steuerberater an, dann haben wir das im Juni durch.“

Sie sah ihn an und dann mich.

„Noch nicht“, sagte ich.

Er nahm die Schlüssel in die andere Hand.

„Warum nicht?“

Kapitel 14: Was möglich gewesen wäre

Es war Juni und so heiß, dass wir die Jalousie unten ließen und im Halbdunkel saßen. Am Nachbarhaus war seit über einem Jahr kein Gerüst mehr, und dass die Fassade neu war, sah man nur noch an der Farbe. Ich legte an diesem Tag alles in einen Termin. Was man aufmacht, macht man am selben Nachmittag wieder zu.

Sie hatten beide geübt, und beide hatten Tage ausgelassen.

Er machte es morgens im Schuppen, bevor er in den Betrieb geht, mit der Hand auf dem Kotflügel. Sie machte es unter der Dusche. Gemeinsam hatten sie es dreimal geschafft, immer sonntags.

Die Ziele kamen an diesem Tag von selbst, und sie kamen kurz.

„Dass ich es aushalte, wenn es unangenehm wird“, sagte er.

„Und Sie?“

„Dass ich es einmal ausspreche.“ Sie ließ den Stift liegen, der auf dem Tisch lag. „Und dass danach noch alles steht.“

„Und wo wollen Sie beide zusammen hin?“

„Dass wir an so einem Tisch nicht mehr jeder für sich sitzen“, sagte sie, und er nickte, bevor sie fertig war.

Zuerst holte sich jeder von beiden, was er inzwischen hat. Er seine Eltern, sie ihre Großeltern, und ich wartete, bis es bei beiden angekommen war.

„Und jetzt sehen Sie sich diesen Sonntag an, so wie er mit diesen Leuten im Rücken gelaufen wäre.“

Das ging schnell, weil sie im April schon einmal dort gewesen waren.

„Ich hätte gefragt, was das für mich bedeutet“, sagte sie. „Was drinstand, wusste ich. Was es für mich heißt, hat keiner gefragt, ich auch nicht.“

„Und Sie, Herr Nortmeyer?“

Er ließ sich Zeit.

„Am Tisch hätte ich gesagt, dass wir das heute nicht unterschreiben.“ Er sah kurz zu ihr. „Und im Auto hätte ich das Radio ausgelassen und gefragt, wie es dir damit geht.“

„Gut. Jetzt die anderen, die an diesem Nachmittag dabei waren, und die, die nicht dabei waren.“ Ich fing bei ihr an und ging dabei nach hinten. „Ihre Großeltern. Nicht so, wie sie damals waren, sondern so, wie sie inzwischen dastehen. Was machen die beiden anders?“

Sie sah dahin, wo die zwei standen.

„Sie hätten mit mir über den Laden gesprochen. Beide.“ Sie brauchte einen Moment für den Rest. „Und Hildegard hätte mir gesagt, dass man vorher fragt, was so ein Papier mit einem macht.“

„Und Ihr Vater, Herr Nortmeyer, so wie er seit dem Herbst dasteht. Was macht er an diesem Sonntag?“

Es kam nicht sofort, und als es kam, kam es langsam.

„Er hätte gesagt, wovor er Angst hat. Dass er den Betrieb nicht verlieren will, den sein Vater aufgebaut hat.“ Er hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. „Und dann hätte er gefragt, ob wir einen Weg finden, mit dem wir beide leben können.“

„Und Ihre Mutter.“

Er sah auf.

„Die war da über zwanzig Jahre tot.“

„Eben. Also saß sie an diesem Sonntag nicht mit am Tisch. Holen Sie sie dazu, so wie sie inzwischen dasteht, und sehen Sie nach, was sie macht.“

Er sah lange hin, und was er dann sagte, sagte er zum Tisch.

„Sie hätte gefragt, ob das sein muss.“ Dann, leiser: „Und mein Vater hätte ihr geantwortet.“

Damit lag ein Nachmittag auf dem Tisch, den es nie gegeben hat, und alle standen da, die dafür gebraucht wurden. Erst danach gingen wir in den, den es gegeben hat.

„Frau Nortmeyer, was hat dieser Nachmittag mit Ihnen gemacht? Nicht, was gemacht wurde. Das haben wir im April.“

Es kam langsam, und das lag nicht am Erinnern.

„Kalt.“ Sie legte die Hand auf den Bauch, ohne es zu merken. „Hier. Es war kalt, und es ist kalt geblieben, bis wir im Auto saßen.“

„Und seitdem?“

„Jedes Mal, wenn es hochkam.“ Sie sah an mir vorbei. „Achtzehn Jahre.“

„Lassen Sie es alle sehen. Diesen Nachmittag und alles, was seitdem daraus geworden ist, bis heute.“

Ihre Großeltern waren die Ersten, und ich musste ihnen nichts vorsagen. Sie konnte ihnen die Wut schnell geben.

„Und jetzt Ihre Mutter, Herr Nortmeyer. Ihr gehört auch ein Teil davon. Wie groß der ist, müssen wir nicht in Prozenten wissen. Die Frage ist nur, ob sie ihren Anteil nehmen kann, also die Wut dafür.“

Sie nahm ihn. Danach sein Vater, und da blieb es stehen.

„Er guckt weg“, sagte Carsten Nortmeyer.

„Dann warten wir.“

Wir warteten tatsächlich, und es war die unangenehmste Viertelstunde des Nachmittags. Irgendwann fragte ich, wer hinter dem Mann steht, und das war die Frage, die gefehlt hatte. Sein Großvater kam dazu, und danach sah der Vater hin und nahm, was seines war, erst allein und dann mit seiner Frau zusammen als Elternpaar.

Das war das Längste, was wir an diesem Tag machten. Zwischendurch weinte sie und entschuldigte sich nicht dafür. Danach war sie ruhig, und es war nicht die Ruhe von jemandem, der fertig ist, sondern die von jemandem, der etwas losgeworden ist, das er lange getragen hat.

Dann war er dran. Er sah sie an und nicht mich.

„Du hast an dem Tag neben mir gesessen, und ich habe aus dem Fenster geguckt. Ich sehe, was das mit dir gemacht hat, und es war nicht meine Ab-

sicht. Du bist zu Recht wütend auf mich, und ich nehme die Wut, wofür ich verantwortlich bin.“

„Und Sie?“

Sie schob die Hand über den Tisch, nicht weit, ungefähr bis zur Mitte. Er nahm sie nicht, weil er sie nicht sah, und sie ließ sie liegen, bis er sie sah.

„Und jetzt Sie, Herr Nortmeyer. Was hat dieser Nachmittag mit Ihnen gemacht?“

Er sah mich an, als hätte er sich verhört.

„Sie haben achtzehn Jahre neben einer Frau gesessen, die etwas nicht sagen konnte, und Sie haben nie gewusst, warum. Entschieden hat das ein anderer. Gelebt haben Sie darin.“

Er ging es durch, und dabei wurde sein Gesicht schmaler.

„Ich habe immer gedacht, sie ist eben so.“

Seine Eltern sahen sich das an und nahmen auch davon ihren Teil.

„Frau Nortmeyer, Ihre Großeltern noch einmal. Bei denen wurde über so ein Papier auch nicht gesprochen, und davon hat Ihr Mann die ganzen Jahre etwas abbekommen. Lassen Sie die beiden ansehen, was.“

Sie sah dahin, wo die zwei standen. Die beiden sahen es sich an und sagten ihm dasselbe, was sie vorhin ihr gesagt hatten, jeder seinen Teil.

„Geht das?“

Er brauchte länger als sie vorhin, und dann ging es.

„Und jetzt Sie, Frau Nortmeyer.“

Sie wartete nicht auf mehr.

„Ich habe nie etwas gesagt, und du hast neben mir gesessen.“ Sie sah ihn dabei an. „Ich sehe, was das mit dir gemacht hat, und es war nicht meine Absicht. Du bist zu Recht wütend auf mich, und ich nehme die Wut für meinen Teil.“

„Und Sie, Herr Nortmeyer?“

Er musste nicht nachsehen. Er hatte ihre Hand schon genommen.

„Und jetzt noch einmal zu zweit. Sie sind an diesem Sonntag als Paar an den Tisch gekommen, und als Paar sind Sie wieder weggefahren. Lassen Sie die beiden auch das ansehen.“

Das ging schneller als alles davor, weil beide inzwischen wussten, wie es geht. Was seine Eltern dabei von ihnen nahmen, war nicht die Summe der zwei Teile davor. Es war etwas Eigenes, und die beiden merkten es daran, dass sie danach anders nebeneinandersaßen.

„Wo ist es jetzt?“, fragte ich sie.

„Weg.“ Sie legte die Hand auf den Bauch. „Hier war das die ganze Zeit. Da ist nichts mehr.“

„Und wie sehen Sie sich jetzt, an diesem Tisch?“

„Als eine, die was sagen darf.“ Sie hörte sich selbst zu und korrigierte sich. „Die was sagen kann.“

„Und Ihren Mann?“

Sie sah ihn an und brauchte nicht lange.

„Als einen, dem ich was zumuten kann.“

„Und Sie, Herr Nortmeyer, wie sehen Sie Ihre Frau?“

„Als eine, bei der etwas ist, auch wenn sie nichts sagt.“ Er sah dabei auf seine Hände. „Und ich kann fragen.“

Zum Schluss gingen wir noch einmal in den Sonntag, und ich bat sie, ihn sich anzusehen.

„Und?“

„Streuselkuchen“, sagte sie. „Der war vom Vortag und trocken.“

Erst danach nahmen wir das Papier.

Auf dem Papier stand nichts Falsches. Es stand nur niemand daneben.

„Der Vertrag bleibt“, sagte ich. „Er gilt, und daran ändert das hier nichts. Was sich ändert, ist, wie er dasteht. Die Frage ist nämlich nicht, wem die Firma gehört. Die Frage ist, wie zwei Menschen sich gemeinsam für etwas verantwortlich fühlen, das einem von beiden gehört.“

„Geht das überhaupt?“, fragte sie.

„Sie haben es beide selbst beschrieben, seine Großeltern und Ihre. Denen hat es auch nie zu zweit gehört.“

Dann sagte ich den Satz, der seit April fällig war. Vorher wäre er ins Leere gegangen.

„Ihr Vater lebt.“

Carsten Nortmeyer sah auf. „Natürlich lebt er.“

„Wir haben an diesem Sonntag jetzt zweimal gearbeitet, und beide Male war er dabei, innerlich. Das geht, und es bringt etwas, Sie haben es gerade gemerkt.“ Ich ließ ihm Zeit. „Er kommt zweimal die Woche in Ihren Betrieb, das sagt Ihre Frau. Und von allen, die an diesem Nachmittag in der Küche saßen, ist er der, der ihn so gewollt hat.“

„Und jetzt?“

„Jetzt würde ich ihn gern einmal sehen.“

Er lachte, und es war kein Lachen.

„Mein Vater kommt nicht zu so was.“

„Haben Sie ihn gefragt?“

Darauf kam nichts. Seine Frau sah ihn an und sagte auch nichts.

Danach sprachen wir über den August, der vor ihnen lag. Zwei Fahrer wollten gleichzeitig kündigen, und von Cordes war seit Februar nichts gekommen, weder Geld noch eine Absage. Dazu die vier neuen, die seit dem Frühjahr dazugekommen waren. Zweihundertdreiundsiebzig. Sachen, die man besprechen kann, wenn das andere weg ist.

Sie zog sich den Riemen ihrer Tasche über die Schulter.

„Ich fahre Anfang August eine Woche weg“, sagte sie zu ihm. „Allein.“

Er überlegte nicht einmal.

„Gut“, sagte er. „Das tut dir gut.“

Kapitel 15: Der Mann mit dem Schlüssel

„Dienstags und freitags kommt mein Schwiegervater“, sagte Anke Nortmeyer am Telefon. „Seit der Übergabe. Verabredet ist das nie worden, es weiß nur jeder.“

„Und was macht er dann?“

„Er geht über den Hof. Er sieht sich die Fahrzeuge an. Dann trinkt er in der Disposition einen Kaffee im Stehen und fährt wieder.“

„Spricht er mit jemandem?“

„Mit Rethmann. Die beiden kennen sich seit dreißig Jahren.“

„Und mit Ihrem Mann?“

Sie brauchte einen Moment.

„Mein Mann ist dienstags meistens nicht im Haus.“

Das stand seit dem ersten Sommer in meinem eigenen Kalender. Die frühen Dienstage hatten wir damals so gelegt, damit er mittags wieder auf dem Hof war, und vorher waren es die Kundentermine gewesen, die dienstags lagen. Achtzehn Jahre lang kam ein Mann zweimal die Woche in den Betrieb seines Sohnes, und an einem der beiden Tage war der Sohn nicht da. Ausgedacht hatte sich das niemand.

Ich fuhr an einem Dienstag Ende Juni hinaus und stellte den Wagen auf den Besucherplatz. Es war halb zehn und schon warm.

Auf dem Hof stand ein Mann an einer Zugmaschine und ging in die Hocke.

Er brauchte länger dafür als sein Sohn, und er hielt sich dabei am Kotflügel fest. Sonst war es dieselbe Bewegung. Er sah den Belag an, stand wieder auf und wischte sich die Hände an der Hose ab, obwohl sie sauber waren.

Ich blieb sitzen, bis er in der Halle verschwunden war.

Oben wartete Carsten Nortmeyer an der Treppe. Er hatte den Termin beim Kunden verschoben, und er sagte das zweimal.

„Er ist unten.“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Und?“

„Er macht es wie Sie. Oder Sie machen es wie er, das wäre die richtige Reihenfolge.“

Darauf wusste er nichts zu sagen, und wir gingen zusammen hinunter.

Sein Vater stand in der Disposition am selben Stehtisch wie sein Sohn im Dezember und hatte einen Becher in der Hand. Er war groß und sehr dünn, und er stand aufrecht. Als sein Sohn meinen Namen nannte, stellte er den Becher ab und gab mir die Hand.

„Nortmeyer.“

Es war derselbe Griff.

„Holt. Ich arbeite seit anderthalb Jahren mit Ihrem Sohn und Ihrer Schwiegertochter.“

„Ich weiß.“ Er sah mich an, ohne zu blinzeln. „Hier weiß man alles. Man muss nur hierbleiben.“

Sandra Kolbe telefonierte hinter der Scheibe und sah nicht herüber, und ich hatte den Eindruck, dass sie sich Mühe gab.

„Papa“, sagte Carsten Nortmeyer. „Hast du eine halbe Stunde?“

Er fragte es gut. Er fragte es ohne Vorbau, und er sah seinen Vater dabei an.

„Wofür?“

„Für oben. Mit Herrn Holt und mit Anke und mir.“

„Worüber?“

„Über den Sonntag damals. Den mit dem Vertrag.“

Danach sagte eine Weile niemand etwas. In der Halle fiel etwas zu Boden, und keiner sah hin.

„Nein“, sagte sein Vater.

Dann nahm er den Becher wieder auf.

„Darf ich Ihnen sagen, worum es geht?“, fragte ich.

„Sie dürfen.“

Ich sagte es ihm im Stehen, in der Disposition, neben einem Becher Kaffee, weil mir niemand einen anderen Ort anbot. Dass an diesem Nachmittag etwas ausgelassen wurde. Dass seine Schwiegertochter seit achtzehn Jahren in diesem Betrieb arbeitet und in diesen achtzehn Jahren nicht gefragt worden ist. Dass sein Sohn danebensaß und nichts sagte und bis heute nicht weiß, warum seine Frau abends nicht erzählt. Dass seine beiden Enkel etwas davon mittragen, das sie nichts angeht. Und dass das alles ohne Absicht entstanden ist, in einer Lage, in der niemand gefragt hat, weil es damals niemand tat.

Er hörte zu, bis ich fertig war. Er unterbrach mich kein einziges Mal, und er sah mich dabei an.

„Das ist alles richtig“, sagte er.

Ich wartete.

„Ich habe das damals für den Betrieb gemacht. Ich habe in dieser Branche zwei Häuser untergehen sehen, und bei einem davon war es eine Scheidung.“ Er drehte den Becher einmal auf dem Stehtisch. „Der Steuerberater hat gesagt, das sei heute üblich. Ich habe ihm geglaubt, und ich glaube ihm immer noch.“

„Das glaube ich Ihnen.“

„Dann wissen Sie ja alles.“

„Ich weiß, warum Sie es getan haben. Darum geht es oben nicht.“ Ich wartete. „Oben geht es darum, was es bei den anderen gemacht hat. Das wissen Sie nicht, weil es Ihnen keiner gesagt hat.“

„Und wenn ich das jetzt höre, wird es besser?“

„Zwischen Ihnen und Ihrem Sohn vielleicht. Bei Ihrer Schwiegertochter ist das inzwischen erledigt, ohne Sie.“

Er stellte den Becher ab.

„Meine Frau war an diesem Tag seit einundzwanzig Jahren tot“, sagte er. „Sie hat sonnabends mit dem Jungen im Büro gesessen. Danach bin ich mit ihm nicht mehr ins Büro gegangen, und darüber ist in diesem Haus nie gere-

det worden.“ Er sah seinen Sohn nicht an. „Ich fange damit jetzt nicht an. Nicht mit Ihnen und nicht da oben.“

Dann sagte er den Satz, den ich mir gemerkt habe.

„Ich bin achtzig. Mir bleibt davon nicht genug übrig, dass es sich lohnt, es aufzumachen.“

Diesen Satz höre ich oft. Meistens stimmt er nicht. Bei ihm wusste ich es nicht.

„Sie halten etwas zu, das einmal aufgegangen ist und bei dem Sie damals niemanden hatten. Das verstehe ich.“ Er sah an mir vorbei auf den Hof, und ich sagte den Rest. „Ich sage Ihnen noch, was es kostet, und danach lasse ich Sie in Ruhe.“

Er nickte, und ich sagte es ihm. Dass wir ohne ihn weiterarbeiten, mit ihm im Raum, aber nur innerlich. Dass das geht und dass es bei seinem Sohn und bei seiner Schwiegertochter etwas löst. Dass es zwischen ihm und seinem Sohn nichts löst, weil dafür zwei nötig sind. Und dass es dafür keinen Ersatz gibt, heute nicht und später auch nicht.

„Verstanden“, sagte er.

„Und wenn Sie es sich anders überlegen, geht das zu jeder Zeit. Auch in zwei Jahren.“

„Das werde ich nicht.“

Er gab mir noch einmal die Hand, und dann ging er über den Hof zu seinem Wagen. Er ging schnell für achtzig.

Carsten Nortmeyer stand neben mir und sah ihm nach.

„Das war mehr, als ich je von ihm gehört habe.“

„Ja.“

„Und es reicht nicht.“

„Nein.“

Oben hatte seine Frau schon Kaffee gemacht, weil sie am Fenster gestanden hatte und es wusste. Wir arbeiteten an diesem Tag bis in den Nachmittag, und es war kein schlechter Termin.

Eine Frage habe ich ihm nicht gestellt, und sie fällt mir seitdem jedes Mal ein, wenn ein alter Mann vor mir sitzt. Ich hätte ihn fragen können, was seine Frau zu diesem Sonntag gesagt hätte. Ich habe es gelassen, weil er gerade von ihr gesprochen hatte und ich es für zu früh hielt. Einen zweiten Dienstag gab es nicht.

Im Oktober ließ ich noch einmal fragen, über seinen Sohn, und im Februar darauf ein drittes Mal. Beide Male kam dieselbe Antwort und sonst nichts. Danach habe ich es gelassen. Bei einem Mann von achtzig weiterzufragen, bis er zusagt, wäre dasselbe gewesen, was an diesem Küchentisch schon einmal gemacht worden ist, nur in die andere Richtung.

Er kommt weiter dienstags und freitags. Er hat den Schlüssel behalten.

Kapitel 16: Achtzehn Jahre

Im August saßen sie zu zweit an ihrem Küchentisch, ein Laptop zwischen ihnen, etwas zu weit weg, sodass ich beide von der Hüfte an sah.

Den Termin im Juli hatte sie abgesagt, am Vorabend, in zwei Zeilen. Ich fragte nicht, weshalb. Sie war seit vier Tagen zurück, und hinter ihr stand die Küchentür offen.

„Sie hat sich richtig erholt“, sagte er, bevor ich anfangen konnte. „Das sieht man.“

Sie sah dabei nicht ihn an, sondern die Kamera.

„Haben Sie mit Ihrem Vater seit Juni noch einmal geredet?“

„Über den Winterreifen“, sagte er. „Vorige Woche.“

„Was ist Ihr Ziel?“

„Dass wir weiterkommen“, sagte er.

„Und Ihres?“

Sie sah aus dem Fenster, länger, als die Frage verträgt.

„Heute weiß ich es nicht.“

„Dann fangen wir mit ihm an.“

Es ging um zwei Fahrer und um Cordes, der immer noch nicht zahlte, und er erzählte, wie er es diesmal machte. Er hatte die Entscheidung angekündigt und dazu gesagt, dass sie jemandem nicht passen werde und dass er dann die Wut nehme. Es funktionierte.

Sie sah die ganze Zeit auf einen Punkt neben dem Bildschirm.

Hinter ihnen ging jemand durch den Flur, blieb einen Moment in der Tür stehen und ging weiter. Keiner von beiden drehte sich um. Ich sah nur ein Stück Ärmel.

„Frau Nortmeyer.“

„Ja.“

„Was ist da?“

Dann kam es in einem Stück.

„Es ist weg“, sagte sie. „Das vom Juni ist wirklich weg, ich merke das jeden Tag. Ich stehe anders in meinem Büro. Und seit vier Tagen weiß ich, was das heißt.“

„Sagen Sie es.“

„Achtzehn Jahre.“ Sie legte die Hände flach auf den Tisch. „Wenn das an dem Sonntag gesagt worden wäre, hätte ich mich nicht kleingemacht. Ich hätte nicht jedes Mal gedacht, ich bin hier geduldet. Ich hätte etwas gesagt, als die Buchhaltung erweitert wurde. Ich wäre in der Runde nicht die gewesen, die man vergisst.“

Er drehte sich zu ihr.

„Und dann wäre auch …“, fing sie an und kam nicht weiter. Ich fasste nicht nach.

„Achtzehn Jahre“, sagte sie noch einmal. „Es wäre alles anders gelaufen. Nicht ein bisschen. Alles.“

„Ja“, sagte ich. „Das glaube ich Ihnen.“

Was da kommt, ist eine zweite Verletzung, und sie entsteht erst dadurch, dass die erste aufgelöst ist. Vorher konnte sie gar nicht sehen, was möglich gewesen wäre, weil das Alte davorstand. Jetzt steht nichts mehr davor, und sie sieht es in voller Länge.

„Was ist das für ein Gefühl?“

„Wut.“ Sie lachte kurz und hörte sofort wieder auf. „Und darunter ist es traurig. Sehr sogar.“

„Auf wen ist die Wut?“

„Auf niemanden.“ Sie schüttelte den Kopf. „Das ist es ja. Sein Vater wusste es nicht. Er wusste es nicht. Ich wusste es selber nicht.“

„Gewusst hat es keiner. Verursacht haben es trotzdem welche.“ Ich wartete, bis sie mich ansah. „Dieselben wie im Juni. Und einer kommt dazu.“

„Ich?“

„Im Juni haben Sie genommen, was Ihr Schweigen bei Ihrem Mann angerichtet hat. Hier geht es um Sie. Achtzehn Jahre haben Sie es ausgehalten, statt es zu sagen. Das war damals das Einzige, was Ihnen möglich war, und es gehört trotzdem zu Ihnen.“

Sie nickte sofort, und genau das glaubte ich ihr nicht. Ich fragte noch einmal und ließ sie es sich ansehen, und beim zweiten Mal dauerte es.

Wir holten sie alle dazu, und sie standen so da, wie sie inzwischen dastehen. Diesmal ging es um das, was aus diesen achtzehn Jahren geworden ist. Ich bat sie zu prüfen, ob jeder von ihnen seinen Teil nimmt.

„Sie nehmen ihn“, sagte sie nach einer Weile.

„Und was sagen sie dazu?“

Bis sie antwortete, verging eine Weile, und ihre Stimme ging dabei weg.

„Dass es ihnen leidtut. Hildegard steht da und findet es schade. Um mich. Um sich selber auch.“

Danach waren sie alle zusammen traurig, eine ganze Weile, und dann wurde es weicher.

„Und jetzt?“

Sie sah aus dem Fenster, dahin, wo der Hof anfängt.

„Wir konnten deshalb nie die gemeinsame Verantwortung übernehmen.“

Ich schrieb es mir wörtlich auf und machte einen Strich darunter.

„Einer von ihnen sitzt neben Ihnen“, sagte ich.

Er saß neben ihr und überlegte, und man konnte sehen, dass er sich Mühe gab. Er schob die Tasse weg, damit sie nicht zwischen ihnen stand. Er hielt sich an das, was er inzwischen kann, und es war trotzdem falsch.

„Wir haben das doch geklärt“, sagte er. „Im Juni. Du hast selbst gesagt, es ist weg.“

Sie sagte nichts.

„Ist es doch, oder?“

Sie stand auf und ging aus dem Bild. Man hörte, wie im Flur Wasser lief.

Er sah in die Kamera.

„Was habe ich jetzt gesagt?“

Kapitel 17: Verwaltung

Es dauerte zwei Wochen.

Wir brachten es Ende August zu Ende, an einem Abend am Bildschirm. Was ihm fehlte, war keine Einsicht. Es war ein Satz, den er brauchen konnte, und den fand er am Ende selbst.

„Achtzehn Jahre“, sagte er zu ihr. „Ich habe daran mitgebaut, ohne dass ich es gemerkt habe. Es war nicht meine Absicht, und du bist zu Recht wütend, und ich nehme die Wut, so weit sie meine ist.“

Dann machte er eine Pause, die länger war als alles, was er an diesem Abend vorher gebraucht hatte.

„Und leid tut es mir auch. Um dich und um mich.“

Danach waren die beiden zum ersten Mal zusammen traurig, und es hielt. Sie weinten nicht laut und nicht gleichzeitig. Irgendwann schob er den Laptop ein Stück zur Seite, weil er im Weg stand, und danach hatte ich nur noch einen von beiden im Bild.

Im September saßen sie wieder bei mir. Er wollte, dass die Sache mit der Ausschreibung sich nicht wiederholt, sie wollte wissen, was sie im Kaufmännischen eigentlich verantwortete. Dann legte ich etwas auf den Tisch.

Ich hatte mir am Abend davor die Internetseite der Firma angesehen. Auf der Seite mit den Ansprechpartnern standen vier Kästen mit Namen und Funktion, drei davon mit Foto.

Geschäftsführung, Carsten Nortmeyer.

Disposition, Sandra Kolbe.

Werkstatt und Fuhrpark, Uwe Rethmann.

Und der vierte Kasten, ohne Foto: Verwaltung, A. Nortmeyer.

Ich druckte es aus und legte es auf den Tisch.

„Was ist das?“, fragte er.

„Ihre Firma. Seit wann steht das so da?“

„Seit dem Relaunch“, sagte Anke Nortmeyer. „Vor sechs Jahren.“

„Wer hat die Texte geliefert?“

„Ich.“

Er drehte den Ausdruck zu sich und sah ihn zum ersten Mal richtig an.

„Warum steht da nicht dein Vorname?“

„Weil dann jeder sieht, dass da die Frau vom Chef sitzt.“ Sie sagte es ohne Vorwurf. „A. Nortmeyer kann auch ein Andreas sein. Nach Familienbetrieb sollte es nicht aussehen, das schreckt Kunden ab. Dachte ich damals.“

Die Firma war seit der Übergabe eine GmbH. Im Handelsregister stand ein Geschäftsführer. In der Gesellschafterliste stand ein Gesellschafter. Beides war derselbe Mann.

Eine Prokura hatte sie. Ihr Name stand im Handelsregister, eine Zeile tiefer, eingetragen seit achtzehn Jahren und veranlasst von seinem Vater, damit im Urlaub jemand unterschreiben konnte. Deshalb halten ihre Kündigungen und deshalb reden die Banken mit ihr. Gefragt hat sie in diesen achtzehn Jahren niemand.

Ich bat sie, mir zu sagen, was sie tatsächlich machte. Es dauerte vier Minuten. Die Löhne für zweihundertdreiundsiebzig Leute, mit Spesen, Nachtzuschlägen und Auslösung, die das Steuerbüro rechnet und sie verantwortet, zusammen mit Ostermann, zwei Buchhalterinnen und einer Halbtagskraft. Die Abrechnung der Touren, jeden Tag, denn daraus kommt das Geld überhaupt erst. Die laufende Buchhaltung und die Zahlen, auf die die Bank im Januar wartet. Die Sozialabgaben, fällig am drittletzten Bankarbeitstag, ob das Geld da ist oder nicht. Die Finanzierung von sechsunddreißig Fahrzeugen und die Leasingverträge für den Rest des Fuhrparks. Verhandlungen mit zwei Banken. Die Versicherungen. Die Personalakten, die Einstellungen, die Kündigungen, und in dieser Branche sind das vierzig Bewegungen im Jahr. Das Mahnwesen. Die Kalkulation, aus der die Angebote entstehen, die ihr Mann unterschreibt.

Dann sagte sie noch etwas, und das kam nicht aus der Aufzählung. Im vorletzten Frühjahr sei die Rentenversicherung vier Wochen im Haus gewesen

und habe nach Auslösungen, Spesen und zwei Subunternehmern gefragt. Beantwortet habe das alles sie. Erfahren habe ihr Mann davon am dritten Tag, weil ein Prüfer auf dem Hof stand und nach ihm fragte.

„Und das heißt Verwaltung?“

Sie sagte nichts.

„Dann ändern wir das“, sagte er. „Kaufmännische Leitung. Da ruft man bei der Agentur an, das ist eine Stunde Arbeit.“

„Nein.“

Er sah mich an, ehrlich überrascht.

„Warum nicht?“

„Weil Sie ihr dann etwas zurückgeben, das Sie ihr nie gegeben haben.“ Ich zog den Ausdruck wieder zu mir. „Eine Stellung, die nie vergeben wurde, kann niemand zurückgeben. Die gibt es noch gar nicht. Sie muss erst einmal beschlossen werden, von Ihnen beiden, und erst danach kommt sie auf die Seite.“

„Und wo ist der Unterschied?“

„Fragen Sie Ihre Frau.“

Sie zog den Ausdruck zu sich und schob ihn wieder zurück.

„Wenn du das jetzt änderst, hast du es gemacht“, sagte sie. „Dann ist es deins. So wie alles andere hier.“

Wir änderten danach zwei Stunden lang keine Zeile und schrieben stattdessen auf, was zu ihr gehört und was zu ihm. Nicht, wer was macht, das wusste jeder. Sondern wer wofür geradesteht, wenn es schiefgeht, und wer entscheidet, wenn sich beide nicht einig sind. Es war die langweiligste Arbeit des ganzen Jahres und die, die am meisten brachte.

An einer Stelle blieben wir hängen.

„Und die Disposition?“, fragte ich.

Die beiden sahen sich an, und es war dieselbe Bewegung wie im Februar.

„Die macht Kolbe“, sagte er.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage.“

„Nein“, sagte Anke Nortmeyer. „Ist es nicht.“

Wir ließen es an dem Nachmittag stehen, weil es allein nicht zu klären war, und weil die Frau, um die es ging, nicht am Tisch saß und seit anderthalb Jahren etwas hielt, das ihr niemand gegeben hatte.

Am selben Abend, ich war noch im Büro und wollte eigentlich gehen, klingelte das Telefon. Eine Nummer, die ich nicht hatte.

„Holt.“

„Simon Wendt.“ Eine Pause, in der jemand eine Tür zumachte. „Sie wissen, wer ich bin.“

„Ja.“

„Ich glaube, es wird Zeit, dass ich auch einmal komme.“

Kapitel 18: Er kommt selbst

Er setzte sich auf denselben Stuhl wie vor acht Jahren, ohne dass ich etwas sagen musste.

Simon Wendt war fünfundfünfzig. Braun gebrannt im September, Hemd ohne Krawatte, die Uhr auf dem rechten Handgelenk. Er hatte seine Firma mit neunundvierzig verkauft, Messtechnik, zwei Werke, und machte seitdem, was er wollte. Zeit hatte er also reichlich. Vielleicht zu viel.

„Bevor wir anfangen, sage ich Ihnen, wie ich arbeite."

„Ich weiß, wie Sie arbeiten. PowerCode, und das Ganze heißt System ***Empowering***." Er sagte die Wörter, wie man eine Marke sagt, die man kennt. „Ich habe es acht Jahre nicht gebraucht."

„Trotzdem."

Er hob die Hände und ließ sie wieder sinken, als ließe er mir den Vortritt aus Höflichkeit.

„Was Sie mir sagen, sage ich niemandem. Was andere mir sagen, sagen Ihnen die anderen oder keiner. Ich gebe nichts weiter, in keine Richtung, und ich sage auch nicht, ob es überhaupt etwas weiterzugeben gäbe."

„Genau so habe ich es ihr erklärt", sagte er.

Damit stand der erste Satz des Nachmittags im Raum, und er gefiel mir nicht.

„Ihr Ziel heute?"

„Ich möchte, dass sie frei entscheiden kann." Es kam ohne Anlauf. „Ohne dass ich dabei an ihr ziehe. Dafür muss bei mir sauber sein, was bei mir liegt."

„Das ist ihr Ziel und mein Auftrag. Was ist Ihres?"

Er lächelte, wie jemand lächelt, der einen guten Zug anerkennt.

„Dass ich aufhöre, mir Menschen auszusuchen, die schon vergeben sind."

Es war die richtige Antwort. Sie kam zu schnell.

Er berichtete mir dann den Stand, und er berichtete ihn gut. Sein Vater, mit dem wir damals arbeiteten. Die Ehe, die vor elf Jahren zu Ende ging, und was er inzwischen darüber weiß. Seine Großeltern stehen nebeneinander, sagt er, und er holt sie sich morgens beim Laufen. Er benutzte alle Wörter richtig. Er sagte nicht ein einziges Mal, dass etwas ihm leidtut.

„Wo merken Sie das?“

„Ich bin da ziemlich durchlässig inzwischen.“

„Das ist keine Stelle.“

Er sah kurz nach unten, auf seine eigene Brust, und fand nichts.

„Ich weiß es gerade nicht.“

„Gut. Das ist der erste Satz heute, den Sie suchen mussten.“

Danach wurde es zäh. Wir gingen zwei Stunden an drei Frauen entlang, und alle drei gehörten zu jemandem, als er sie kennenlernte. Er benannte es selbst, bevor ich fragen konnte, und genau darin liegt das Problem. Wer ein Muster benennen kann, hat es noch lange nicht aufgelöst. Wendt konnte seins hervorragend erklären. Das war ein Teil davon.

„Warum sind Sie hier?“

Ich frage das selten so. Bei ihm ging es nicht anders.

„Weil sie sonst nicht fertig wird“, sagte er. „Wenn zwischen uns etwas offen bleibt, zieht das an ihr, und dann läuft das Ganze bei Ihnen ins Leere.“

„Das ist fürsorglich.“

„Ja.“

„Und es hält Sie im Spiel.“

Draußen wurde es früh dunkel für September.

„Beides kann stimmen“, sagte er dann, und ich hörte, wo er den Satz her hatte.

Eine Sache musste noch geklärt werden, und sie betraf mich.

„Im Oktober vor zwei Jahren hat sie mich angerufen und Ihren Namen genannt. Ich habe mich über den Namen gefreut und den Termin gemacht.“

„Ich weiß.“

„Sie wussten, dass ich den Termin mache, wenn Ihr Name fällt.“

„Ja.“ Er sagte es ohne Pause, und er sah mich dabei an. „Ich habe zwei Jahre überlegt, wen ich ihr nenne. Sie waren der Einzige, bei dem ich sicher war, dass Sie sie nicht zu mir hinberaten.“

Genau deshalb saß ich überhaupt in diesem Fall.

„Was passiert, wenn sie sich entscheidet?“

„Dann ist es gut“, sagte er.

Kapitel 19: Die Runde, die nie gefragt wurde

Im Oktober regnete es, und auf dem Hof standen Pfützen, die seit Tagen nicht weggegangen waren.

Derselbe Tisch, der für zehn gebaut war. Rethmann rechts, Kolbe links, daneben Dahlke mit seinem Rechner, dazu Piontek und Ostermann mit einem Ausdruck. Zwei Dinge waren anders als im März.

Anke Nortmeyer saß nicht mehr neben der Tür. Sie saß auf der langen Seite, und vor ihr lag nichts.

„Sie kennen mich“, sagte ich. „Es gilt dasselbe wie beim letzten Mal. Ich gebe nichts weiter. Heute rede ich mehr als im März.“ Ich ging die Runde durch, jeden einmal, und fragte, wo er hinwill. Sechs von sieben hatten eine Antwort, und bei zweien war es dieselbe: dass sie wissen wollen, woran sie sind.

Dahlke fing an, weil ein Kunde eine Antwort wollte, und er machte es, wie man es hier macht. Er nannte seine Zahlen und sah dann zu Nortmeyer.

Nortmeyer sah zu seiner Frau.

„Was meinst du?“

Es war ein kurzer Satz. Ostermann sah auf. Kolbe legte den Stift hin.

Anke Nortmeyer antwortete, sachlich, mit einer Zahl und einer Bedingung, und Dahlke schrieb mit.

Danach übernahm ich.

„Ich stelle Ihnen eine Frage, und ich möchte, dass Sie ehrlich antworten.“ Ich sah zu den beiden. „Dass es keine Folgen hat, kann ich Ihnen nicht zusagen. Das können nur die zwei, und ich frage sie jetzt.“ Beide sagten es, nacheinander, und Rethmann sah dabei nicht mich an, sondern Nortmeyer. Dann ließ ich mir Zeit. „Seit wann wissen Sie nicht mehr, wer hier entscheidet?“

Niemand sagte etwas. Das war zu erwarten.

„Herr Rethmann, Sie sind dreißig Jahre hier.“

Er legte die Arme auf den Tisch.

„Seit ungefähr einem Jahr“, sagte er. „Vielleicht anderthalb. Vorher hat er entschieden. Mir hat das nicht immer gepasst, aber ich wusste, woran ich bin.“ Er sah kurz zu Nortmeyer. „Dann kam nichts mehr. Ich habe zweimal gefragt und keine Antwort bekommen, und beim dritten Mal habe ich es selbst gemacht.“

„Und dann?“

„Dann hat es keinen interessiert. Also mache ich es seitdem selbst.“

Piontek nickte, ohne aufzusehen.

„Ich habe im Frühjahr zwei Aushilfen eingestellt“, sagte er. „Ich weiß bis heute nicht, ob ich das durfte.“ Dann sagte er noch etwas, und dafür sah er auf. „Und im August stand nachts um halb zwölf ein Wagen auf dem Hof, der hier nichts zu suchen hatte. Ich habe das aufgeschrieben und niemandem gegeben, weil ich nicht wusste, wem.“

Ostermann sah auf ihren Ausdruck.

„Ich prüfe seit einem Jahr alles zweimal“, sagte sie. „Weil ich nicht weiß, wessen Zahlen gelten. Ihre oder seine.“ Dann legte sie den Ausdruck hin. „Und den Zahlungsverzug bei Cordes habe ich im Mai an die Versicherung gemeldet, weil wir sonst den Schutz verloren hätten. Gefragt hat mich keiner, ob ich das darf.“

Rethmann sagte danach etwas, das ich nicht verstand, und ich musste es mir erklären lassen. In einer Spedition ist eine Person benannt, die den Verkehr verantwortlich leitet, mit Namen, bei der Behörde. Diese Person ist seit neun Jahren er.

„Und das weiß wer?“

„Er“, sagte Rethmann und sah zu Nortmeyer. „Und das Amt. Geredet hat darüber keiner.“ Dann sagte er noch etwas, das nicht zur Sache gehörte. „Sein Vater weiß das übrigens. Der fragt mich dienstags danach.“ Dann zählte er auf, was im Jahr davor bei ihm gelandet war: zwei Bußgeldverfahren wegen Lenkzeiten, die Verstöße aus den Fahrerkarten, und zweimal eine Kontrolle

auf dem Hof. „Die Prüfung dafür habe ich abends gemacht, zwei Winter lang.“ Dazu, sagte er, kommen die Schulungsstunden für zweihundertzehn Fahrer, fünfunddreißig in fünf Jahren für jeden, und wann die einer macht, muss er mit der Disposition ausmachen. „Da streiten Frau Kolbe und ich uns seit Jahren. Immer freundlich und nie zu Ende.“

„Und wenn sich da etwas häuft?“

„Dann sehen die sich an, ob ich dafür noch geeignet bin. Und wenn ich es nicht mehr bin, muss die Firma binnen Frist einen anderen benennen.“ Er sagte es, ohne die Stimme zu heben. „Sonst steht die Erlaubnis in Frage.“

Zweihundertzehn Fahrer, der ganze Fuhrpark, und die Erlaubnis dafür hängt am Namen eines Mannes, der auf Zuruf entscheidet, weil er keine Antworten mehr bekommt.

„Noch eine Frage, und dann bin ich still. Wenn Sie eine Entscheidung brauchen und nicht wissen, wer sie trifft. Zu wem gehen Sie?“

Sie antworteten nacheinander, und es war eindeutig.

Rethmann geht zu ihm. Piontek auch. Dahlke geht zu dem von beiden, der gerade näher ist, und wenn ihm die Antwort nicht passt, geht er zum anderen. Ostermann geht zu ihr, immer.

Sandra Kolbe antwortete als Letzte.

„Ich gehe zu beiden“, sagte sie. „Nacheinander. Und dann sorge ich dafür, dass es zwischen den beiden keinen Ärger gibt.“

„Und wenn Sie zwei verschiedene Antworten bekommen?“

„Dann nimmt man die, die einem besser passt“, sagte Dahlke. Es war ihm sichtlich unangenehm, und er sagte es trotzdem.

So entsteht das, ganz ohne Zu- und Abneigung und ohne Streit in der Sache. Was zwei Menschen offen lassen, verschwindet nicht, es wandert nach unten und wird dort von Leuten getragen, die damit nichts zu tun haben und nie gefragt wurden, ob sie es tragen wollen.

Ich bat die beiden, es sich anzusehen. Sie sahen es sich an.

Dann machte Carsten Nortmeyer etwas, das ich ihm im ersten Jahr nicht zugetraut hätte. Er blieb sitzen und sprach in die Runde.

„Das letzte Jahr ist bei mir vorbeigelaufen“, sagte er. „Ich war da, und ich war nicht da. Was das mit Ihnen gemacht hat, habe ich nicht gemerkt.“ Er sah auf den Tisch und dann wieder hoch. „Wenn Sie deswegen sauer auf mich sind, haben Sie recht damit. Ich nehme das.“

Er sagte nicht alles, was dazugehört, und die Reihenfolge stimmte auch nicht. Es kam trotzdem an.

„Und meiner“, sagte Anke Nortmeyer. „Ich habe Sachen hinterher stillschweigend korrigiert, statt etwas zu sagen. Herr Rethmann, die Werkstattzeiten im Januar.“

Rethmann sah sie an.

„Das waren Sie?“

„Ja.“

„Ich habe gedacht, ich habe mich vertan.“ Er atmete einmal aus, und es kam von weiter unten, als es anfing. „Ein halbes Jahr habe ich gedacht, ich werde langsam alt.“

„Das war nicht Ihr Fehler“, sagte sie. „Und was davon bei Ihnen hängen geblieben ist, nehme ich.“

„Dann ist das jetzt bei Ihnen“, sagte er, und es dauerte einen Moment, bis er merkte, dass er es gesagt hatte.

Rethmann nickte zu seinem Block hinunter und legte den Stift hin, den er die ganze Zeit zwischen den Fingern gedreht hatte. Dann sah er sie an, und er sah lange genug hin, dass es alle merkten.

Es redete danach eine Weile keiner, und es war keine peinliche Stille, sondern die andere.

Dahlke sagte als Erster wieder etwas, und er fragte, ob das jetzt heiße, dass Entscheidungen wieder länger dauern.

„Nein“, sagte Nortmeyer. „Es heißt, dass Sie wissen, wen Sie fragen.“

Wir gingen die Bereiche durch, einen nach dem anderen, und schrieben auf, wer entscheidet und wer gefragt wird. Es dauerte bis halb drei.

Beim Fuhrpark sah Rethmann von seinem Block auf.

„Darf ich das mit dem Leasing jetzt sagen? Das von damals.“

Nortmeyer sah auf den Tisch und nickte. Es war die Sache, die Rethmann in der ersten Führungsrunde angefangen und nicht zu Ende gebracht hatte.

„Ein großer Teil des Fuhrparks wurde damals auf einmal geleast, und unterschrieben hat einer allein. Ich habe es für falsch gehalten und nichts gesagt, weil mich keiner gefragt hat.“ Er sah zu Anke Nortmeyer. „Sie auch nicht.“

„Nein“, sagte sie. „Ich habe es aus der Rechnung erfahren.“

Dahlke sah von einem zum anderen und schrieb nichts mit.

Bei der Disposition sagte Sandra Kolbe etwas, das länger war als ein Satz.

„Bevor Sie das aufschreiben“, sagte sie, „sollten Sie wissen, was ich in dem Jahr alles entschieden habe.“

Sie zählte es auf, und sie brauchte dafür länger als vier Minuten. Subunternehmer, zwei feste, einer davon seit Juli. Preisnachlässe bis fünf Prozent, in zwei Fällen mehr. Die Reihenfolge, in der Kunden bedient werden, wenn es eng wird. Und im August die Entscheidung, die Touren für einen Kunden zwei Wochen lang nicht mehr zu disponieren, weil er nicht zahlte.

„Das waren zweiundvierzig Prozent“, sagte sie. „Ich habe es bei jedem von Ihnen zweimal versucht. Einmal hat Frau Nortmeyer es mit mir entschieden, sonst habe ich keine Antwort bekommen, und dann habe ich es gemacht. Die Fahrzeuge habe ich zwei Wochen auf Tagesgeschäft und auf zwei Kollegen verteilt. Das hat Geld gekostet, aber keines hat gestanden.“ Sie sah dabei niemanden an. „Am Montag danach habe ich im Auto gesessen und nicht gewusst, ob ich hier noch arbeite.“

Nortmeyer sah auf den Tisch. Dann sagte er, dass es die richtige Entscheidung war, und dass er es ihr im August hätte sagen müssen.

„Das meiste davon war dienstags“, sagte sie am Ende. „Dienstags sind Sie nicht im Haus.“

„Welchen Kunden?“, fragte Nortmeyer.

Sie sagte den Namen.

Es war der aus der Ausschreibung.

„Das hätte mir jemand sagen müssen“, sagte Nortmeyer.

„Ich habe es Ihnen gesagt.“ Sie sagte es ohne Schärfe, im selben Ton wie vorhin die Preisnachlässe. „Am zwölften, auf dem Hof. Sie waren auf dem Weg zum Wagen.“

Er brauchte einen Moment. „Und was habe ich gesagt?“

„Dass ich das machen soll.“

Niemand sagte etwas dazu. Ostermann sah auf ihren Block, Rethmann sah mich an, und ich sah nirgendwohin. Er hatte es gehört und war nicht dabei gewesen.

Kapitel 20: Die Kinder rücken auf

Cordes hatte zwei Tage nach der zweiten Woche ohne Lieferung angefangen zu zahlen. Jetzt kam die Hälfte sofort und der Rest in vier Raten, und über die Ausschreibung sollte im Frühjahr neu geredet werden. Angerufen hatten ihn danach beide, nacheinander und am selben Vormittag.

Vier Tage nach der Führungsrunde saßen sie wieder bei mir.

Beide hatten ein Ziel mitgebracht, und zum ersten Mal musste ich keines davon aus ihnen herausfragen.

„Dass ich das nicht noch mal erlebe“, sagte er.

„Und Sie?“

„Dass wir nicht wieder ein Jahr brauchen, um zu merken, was hier los ist.“

„Dann sehen wir uns an, wo Sie sonst noch nicht hingesehen haben.“ Ich schob den Block zur Seite. „Drei Fragen. Wer kümmert sich bei Ihnen um die Firma?“

„Ich“, sagte er.

„Wer kümmert sich um die Kinder?“

„Ich“, sagte sie.

„Wer kümmert sich um Sie beide?“

Keiner von beiden antwortete, und ich wiederholte die Frage nicht. Ich nahm ein Blatt, so wie beim ersten Mal auf ihrem Hof, und zeichnete drei Felder darauf.

„So ist das aufgeteilt, seit dem Sonntag in dieser Küche. Jeder hat einen Bereich, und für einen davon ist niemand zuständig.“ Ich wartete, bis beide es ausgehalten hatten. „Wenn der Betrieb morgen pleitegeht, haben Sie beide mit den Konsequenzen zu leben. Und wenn mit einem der Kinder etwas passiert, auch. Deshalb lassen sich diese drei nicht aufteilen, sondern nur die Aufgaben darunter. Wer das Gemeinsame aufteilt, schließt den anderen aus.“

„Und was passiert mit dem dritten Bereich?“, fragte sie.

„Der bleibt leer. Und in eine Lücke rutscht jemand hoch.“

Er verstand es zuerst nicht. Sie schon.

„Malte“, sagte sie.

„Erzählen Sie.“

Es kam langsam und dann schneller. Der Tisch am Abend, an dem der Junge mit vierzehn zum ersten Mal sagte, sein Vater solle sie ausreden lassen. Dass er danach öfter etwas sagte, immer in dieselbe Richtung, immer für sie. Dass er mit sechzehn laut wurde. Dass er im Sommer nach dem Abitur ausgezogen ist, dreihundert Kilometer weit, und dass er seit über zwei Jahren nicht mehr auf dem Hof war.

„Und was haben Sie gemacht?“, fragte ich sie.

„Ich habe ihn angefahren.“ Sie sagte es und dann noch einmal, leiser. „Immer wieder. Für Sachen, die das nicht wert waren. Er hat die Spülmaschine falsch eingeräumt, und ich bin an die Decke gegangen.“

„Wissen Sie, warum?“

„Jetzt weiß ich es.“

Sie musste es nicht aussprechen.

Bei dem Paar aus dem Nachbarkreis saß an dieser Stelle der Sohn, fünfundzwanzig, im Betrieb. Er sagte in der dritten Stunde einen Satz, für den er sich hinterher entschuldigte: dass er seit der Schule weiß, wie es seiner Mutter geht, und dass ihn keiner gefragt hat, ob er das wissen will. Die Aufteilung dort war dieselbe wie hier, nur ohne jeden Vorfall, über den man reden könnte.

„Und Marie?“

Da blieb sie stehen.

„Marie ist einfach da“, sagte sie schließlich. „Sie ist unkompliziert.“

„Was erzählen Sie ihr abends?“

„Wie es war.“ Eine Pause. „Was er gesagt hat. Was in der Runde los war. Manchmal auch, worüber wir uns gestritten haben.“

„Seit wann?“

„Seit sie ungefähr zehn ist.“

„Was antwortet sie?“

„Sie fragt nach.“ Sie legte die Hände flach auf den Tisch. „Sie fragt immer nach.“

Carsten Nortmeyer drehte sich zu ihr.

„Das wusste ich nicht.“

„Nein.“

„Das hat auch niemand so genannt“, sagte ich. „Deshalb konnte es keiner sehen. Ihr Sohn hat sich auf die Seite gestellt, auf der Hilfe gebraucht wurde.“ Ich wartete. „Und Marie?“

Sie brauchte dafür länger als vorhin, und sie sagte es selbst.

„Die sitzt zwischen uns. Die hört sich beide Seiten an.“

„Und wozu macht ein Kind das?“

„Damit es zwischen uns geht.“ Sie sah auf. „Das ist schlimm.“

„Es lässt sich lösen. Aber nicht bei den Kindern zuerst.“

Wir arbeiteten den Rest des Nachmittags daran, nicht an den Kindern. Wer welche Aufgaben hat, und dass die Verantwortung für alle drei Bereiche beiden gehört. Es wurde sehr praktisch und an einer Stelle sehr unbequem, weil dabei zum zweiten Mal in diesem Herbst herauskam, dass ihr die Firma nicht gehört.

Zum Schluss sagte ich, dass wir irgendwann auch mit den beiden Kindern reden würden, und dass das später kommt, nach dem anderen.

Er hatte den Kalender schon in der Hand und legte ihn wieder hin.

„Kommt Malte dafür überhaupt?“

Das wusste ich nicht, und ich sagte es ihm.

Kapitel 21: Frauen, die jemand anderem gehören

Simon Wendt kam im November mit einem Kalender, in dem schon drei Termine standen.

Er setzte sich auf den Stuhl, auf dem im Oktober Carsten Nortmeyer gesessen hatte. Der hatte an diesem Tag nicht gewusst, wen ich sonst noch kenne, und er wusste es auch im November nicht.

„Ich habe Februar, März und Mai mitgebracht“, sagte Wendt. „Damit wir das nicht jedes Mal suchen müssen.“

Ein Mann, der beim zweiten Termin den fünften mitplant, will etwas. Was er wollte, wusste ich noch nicht.

Sein Ziel brachte er fertig mit, wie ein Mann, der schon einmal an diesem Tisch gesessen hat.

„An die Sache mit den Frauen, die vergeben sind.“ Er lehnte sich zurück und legte die Hände auf die Knie. „Ich habe drüber nachgedacht. Es ist ein Bindungsthema. Vermutlich mein Vater.“

„Vermutlich.“

„Ich lasse mich gern korrigieren.“

„Dann fangen wir früher an. Wie alt waren Sie, als Ihre Mutter krank wurde?“

Er sah mich an, und für einen Moment war das Tempo weg.

„Sieben.“

„Und wie lange?“

„Fünf Jahre. Mit zwölf war sie wieder auf den Beinen.“

„Wer war in diesen fünf Jahren bei ihr?“

„Meine Schwestern waren aus dem Haus. Mein Vater war im Betrieb.“ Er sagte es, als läse er eine Liste vor. „Ich.“

Wir gingen da hinein, und es dauerte lange, weil er auf jeder Stufe zuerst erklären wollte, was das bedeutet. Erklären ist bei ihm die Bewegung, mit der

er von einer Sache weggeht. Ich holte ihn dreimal zurück, und beim dritten Mal hörte er auf.

Was übrig blieb, war einfach.

Er las ihr vor. Er zählte die Tropfen. Er wusste, wann es ihr schlecht ging, bevor sie es sagte, und er berichtete am Abend, wenn sein Vater nach Hause kam. Fünf Jahre lang war er der Wichtigste im Haus.

Zwei Wörter gehörten an diese Stelle, und sie hatten mit ihm nichts zu tun.

„Und dann?“

„Dann ging es ihr besser.“ Er machte eine Bewegung, die nichts bedeuten sollte. „Dann war sie wieder die Mutter, und mein Vater war wieder der Mann, und ich war wieder der Junge.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Keiner.“

„Wie haben Sie es gemerkt?“

„Es war eines Tages einfach so.“ Er sah auf seine Hände. „Ich kam nach Hause, und sie haben in der Küche gestanden und geredet, und ich stand in der Tür. Und ich habe gemerkt, dass ich da nichts mehr zu suchen habe.“

„Wo merken Sie das jetzt?“

Diesmal schlug er nicht nach.

„Hier.“ Er legte zwei Finger unter den Rippenbogen. „Als ob da was rausgenommen wurde.“

„Eine Sache fehlt noch.“ Ich wartete, bis er wieder aufsah. „Was haben Sie in diesen fünf Jahren abends gedacht, wenn Sie ins Bett gegangen sind?“

Die Finger lagen noch unter dem Rippenbogen.

„Ob sie morgens noch da ist.“

„Jeden Abend?“

„Fünf Jahre.“

Damit lagen zwei Sachen auf dem Tisch und nicht eine. Gebraucht zu werden und es dann ohne Ansage nicht mehr zu sein, das ist die eine. Die andere

ist, dass ein Siebenjähriger fünf Jahre lang jeden Abend damit rechnete, dass die Wichtigste am nächsten Morgen weg ist.

Wir holten die beiden dazu, und das war der Teil, an dem Wendt sein ganzes Wissen nichts nützte. Seine Mutter sah, was diese fünf Jahre aus ihm machten, die Abende und der Tag in der Küchentür. Sie sagte ihm, dass es nicht ihre Absicht war, und dass er zu Recht wütend ist, und sie nahm die Wut. Er gab sie erst nach einer Weile her.

„Und die Angst?“, fragte ich.

„Die sieht sie.“ Er hielt die Augen zu. „Sie sagt, dass sie geblieben ist.“

„Und die Wut darüber, dass Sie damit jeden Abend allein waren, fünf Jahre lang?“

Diesmal ging es nicht so schnell.

„Die nimmt sie auch“, sagte er. „Und sie sagt, es tut ihr leid, dass keiner gefragt hat.“

Sein Vater stand daneben und nahm seinen Teil. Er war in diesen fünf Jahren im Betrieb, und zu Hause war ein Siebenjähriger allein mit einer Kranken. Dass ihn selbst keiner gefragt hatte, nahm ihm davon nichts weg. Danach sagte sie ihrem Sohn, dass sein Platz der eines Kindes war und dass er ihn behalten darf. Er weinte, ohne die Hände zu bewegen und ohne einen Ton, und er hörte von selbst wieder auf.

Seine Eltern standen am Ende nebeneinander, und er sah lange hin.

„Und wenn ich das früher gewusst hätte“, sagte er.

„Und wen hätten Sie sich dann ausgesucht?“ Er fing an zu antworten, und ich unterbrach ihn nicht, obwohl ich nicht glaubte, dass die Antwort stimmt. „Eine Frau, die zu jemandem gehört, kann man nicht ganz haben. Und was man nicht ganz hat, kann einem auch nicht weggenommen werden. Das schützt Sie, und dafür bleibt das andere draußen.“

Er nickte langsam.

„Was machen Sie an einem Dienstag?“

Er sah mich an, als hätte ich das Thema gewechselt.

„Laufen. Lesen. Ich habe ein Boot, das ich zweimal im Jahr benutze.“ Er zählte es auf wie Posten auf einer Liste. Dann hörte er auf zu zählen. „Und ich habe einen Enkel, der ist vier. Ich sehe ihn einmal im Monat. Mehr lässt meine Tochter nicht zu, und sie hat recht damit.“

Zum Schluss sahen wir uns an, wie es wäre, wenn er jemanden kennenlernt, der frei ist. Er tat sich schwer damit, überhaupt ein Bild davon zu bekommen, und als er es hatte, war ihm sichtbar unwohl.

„Das ist eng“, sagte er.

„Ja. Das ist der Preis auf der anderen Seite.“

An der Tür hatte er den Mantel schon an.

„Komisch“, sagte er. „Ich habe heute vier Stunden hier gesessen und nicht ein einziges Mal an sie gedacht.“

Kapitel 22: Die Dritte am Tisch

„Was ist Sandra Kolbe für Sie beide?“

„Wie meinen Sie das?“ Er überlegte ehrlich. „Sie hält den Laden zusammen.“

Die Frage hatte ich ihm im November draußen gestellt, mit ihm allein, und verstanden hatte er sie nicht.

Im Dezember saßen sie wieder zu zweit bei mir, und ich brachte die Frage mit. Vorher kam das, womit wir jedes Mal anfangen.

„In welche Richtung soll es heute gehen?“

„Dass es so bleibt, wie es seit Oktober ist“, sagte er. „Die Runde fragt, und ich antworte, und es dauert nicht länger.“

„Und Sie?“

„Dass ich aufhöre, mir Verbündete zu suchen.“ Sie sagte es, bevor ich die Frage zu Ende hatte, und dann sah sie mich an, als sei ihr das selbst neu.

„Dann fangen wir da an. Wie oft haben Sie im letzten Jahr mit Frau Kolbe über Ihren Mann gesprochen?“

Sie rechnete nach, und je länger sie rechnete, desto stiller wurde sie.

„Jede Woche.“

„Worüber?“

„Über das, was er entschieden hat, ohne es mir zu sagen.“ Sie sah auf den Tisch. „Über die Reifen im Januar. Über die Werkstattzeiten. Darüber, dass er abends nicht da ist.“

„Und was hat sie geantwortet?“

„Sie hat gesagt, das sei bei Männern so.“

„Herr Nortmeyer. Wie oft haben Sie im letzten Jahr Frau Kolbe gefragt, wie Ihre Frau drauf ist?“

Er machte den Mund auf und wieder zu.

„Öfter“, sagte er.

„Sagen Sie eine Zahl.“

„Jeden Montag.“ Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. „Ich bin montags früher da als sie. Ich habe gefragt, ob es gerade geht.“

„Und dann?“

„Dann hat Sandra mir gesagt, ob es geht.“

Es war an diesem Nachmittag ungewöhnlich still im Haus, weil die Nachbarn Ferien hatten, und man hörte den Kühlschrank im Flur.

„Sie beide haben seit Jahren eine Dritte am Tisch“, sagte ich. „Sie führt Ihre Ehe mit, ohne dass jemand sie darum gebeten hat. Sie weiß von jedem, wie er über den anderen denkt, und sie gibt es weiter, gefiltert, damit es leichter wird. Das hat funktioniert. Deshalb hat es niemand gemerkt.“

„Sie hat das doch gut gemacht“, sagte er.

„Sie hat es sehr gut gemacht. Das ist das Problem. Solange es jemand gut macht, müssen Sie beide nicht miteinander reden.“

Sie fuhr mit dem Daumen an der Tischkante entlang.

„Ich habe ihr Sachen erzählt, die ich Marie erzählt habe“, sagte sie dann. „Dieselben Sachen.“

„Was macht das mit ihr?“, fragte ich.

Er brauchte einen Moment. Dann hatte er es.

„Sie kann nichts richtig machen“, sagte er langsam. „Wenn sie es weitergibt, ist sie dazwischen. Wenn sie es für sich behält, hintergeht sie einen von uns.“

„Ja. Und sie macht das seit zwei Jahren, jeden Montag.“

„Warum tut sie sich das an?“, fragte Anke Nortmeyer.

„Das müssen Sie sie selbst fragen, irgendwann. Nicht nächste Woche.“ Ich wartete, bis sie aufsah. „Was ich sagen kann, ist, was sie tut. Jemand hält eine Lücke zu, die zwei andere offen gelassen haben, und wer das tut, hat dafür einen Grund. Den kenne ich nicht, und Sie beide auch nicht.“

„Und dafür vermittelt sie.“

„Dafür vermittelt sie. Entscheidungen trifft sie nebenbei, weil sie muss. Das ist nicht ihre Aufgabe, das ist der Preis.“

Wir gingen danach durch, was zu ihr gehört und was zu den beiden. Es waren zwei Listen, und die eine war sehr kurz. Was die Disposition angeht, ist Sandra Kolbe seit fast zwei Jahren faktisch eine Führungskraft ohne Titel. Was die Ehe der Nortmeyers angeht, gehört ihr nichts davon, und sie hat trotzdem alles davon getragen.

„Das müssen wir ihr sagen“, sagte Anke Nortmeyer.

„Ja. Aber nicht als Dank und nicht als Vorwurf. Und nicht, bevor Sie beide wissen, was Sie ihr stattdessen anbieten.“

Er schrieb sich das auf, in sein eigenes Buch, was er vorher nie gemacht hatte.

Über die Feiertage war Ruhe. Malte kam, für zwei Tage, und sah sich den Wagen im Schuppen an, ohne etwas dazu zu sagen.

Im Januar sagte Anke Nortmeyer den gemeinsamen Termin ab und fragte, ob sie stattdessen allein per Bildschirm kommen könne.

Kapitel 23: Der Abend, über den keiner spricht

Sie saß in ihrem Büro und nicht in der Küche, und die Tür hinter ihr war zu.

„Ich wollte das nicht zu Hause machen“, sagte sie.

Wir fingen mit dem an, womit wir immer anfangen, und sie antwortete auf die Frage, ohne nachzudenken, was bei ihr selten vorkommt.

„Dass ich verstehe, was mit mir los ist.“

Danach redete sie eine Viertelstunde über den Betrieb. Über das Gespräch mit Sandra Kolbe, das inzwischen stattgefunden hatte und gut lief, über die Ausschreibung, über einen Fahrer mit Rückenproblemen. Es war alles richtig, und nichts davon war der Grund, warum sie allein am Bildschirm saß.

„Frau Nortmeyer. Was ist passiert?“

Sie sah einmal auf etwas außerhalb des Bildes.

„Am Donnerstag vor zwei Wochen.“

Es war ein Abend wie alle. Sie kam um zwanzig nach sieben nach Hause, ihr Mann war schon da, das Wasser kochte schon. Sie zog den Mantel aus und ging an den Herd. Marie saß am Tisch und las etwas auf ihrem Telefon. Irgendwann erzählte ihr Mann, dass er die Sommerplanung mit Kolbe durchgegangen ist und dass sie das jetzt zusammen machen.

„Und da war es noch in Ordnung?“

„Ja.“

Dann sah Marie auf und fragte, wie ihr Tag war.

„Und?“

„Und ich bin explodiert.“

Sie sagte es und dann nichts mehr, eine ganze Weile.

„Wo standen Sie?“

„Am Herd. Ich hatte das Sieb noch in der Hand.“

„Was genau haben Sie gemacht?“

„Ich habe geschrien.“ Sie nahm die Hände vom Tisch und legte sie wieder hin. „Ich habe geschrien, dass ich das nicht auch noch brauche, dass mich jetzt alle fragen, wie mein Tag war, und dass das seit achtzehn Jahren keinen interessiert hat und jetzt auf einmal alle.“ Sie lachte kurz, es war kein Lachen. „Ich habe meine Tochter angeschrien, weil sie mich gefragt hat, wie mein Tag war.“

„Und was hat Marie gemacht?“

„Nichts. Sie hat mich angesehen.“ Sie schluckte. „Dann hat sie gesagt, dann frag ich halt nicht mehr, und stand auf und ging nach oben.“

„Und Ihr Mann?“

„Er ist sitzen geblieben. Er hat mich nicht aus den Augen gelassen.“ Sie sah kurz weg. „Und er hat nichts gesagt. Er hat gewartet, bis ich fertig war.“

„Und?“

„Ich habe das Sieb ins Becken geworfen und bin rausgegangen.“

Sie sah an der Kamera vorbei.

„Er hat alles richtig gemacht. Es war trotzdem falsch, und ich konnte nicht sagen, warum.“

Im Bild war es still. Irgendwo in dem Gebäude ging eine Tür.

„Wohin ist die Wut in diesen achtzehn Jahren gegangen?“

Sie brauchte dafür keine Hilfe. Zu ihrem Sohn, wenn er die Spülmaschine falsch eingeräumt hatte. Nachts zu sich selbst. Und an ein paar Stellen, die sie nicht nannte und die ich nicht aufzählte.

„Und jetzt sind die alten Adressen zu. Das mit dem Vertrag ist aufgelöst, die Runde weiß, woran sie ist, Ihr Mann fragt Sie. Was übrig ist, sucht sich den kürzesten Weg, und der geht nicht zu dem, der es verursacht hat. Er geht zu dem, der da ist und sich wehrt oder eben nicht wehrt.“

„Dann trifft es immer die Falschen.“

„Solange es umgeleitet wird, ja.“

Wir sahen den Abend danach noch einmal durch, von hinten. Was vor dem Satz war, was ihr Mann gesagt hatte, dass er die Sommerplanung jetzt mit

Kolbe zusammen macht. Und dass sie in dem Moment dachte, das läuft jetzt alles ohne mich, so wie es achtzehn Jahre ohne mich gelaufen ist. Und dass sie das nicht sagte.

„Das ist die Stelle“, sagte ich. „Nicht der Satz Ihrer Tochter.“

„Ich weiß.“

„Sagen Sie es Ihrem Mann. Nicht heute, aber diese Woche.“ Ich sah auf die Uhr. „Und vorher machen wir das hier wieder zu.“

Ich ließ sie ihre Großmutter und ihre Mutter dazuholen, so wie die beiden inzwischen dastehen, und warten, bis sie die Kraft spürte. Das dauerte nicht lange.

„Jetzt die Wut. Nicht zu Ihren Kindern. Zu denen, bei denen sie hingehört.“

Ihr Mann stand als Erster da, so wie er heute ist, und nahm den Teil, der seiner ist. Dahinter die, bei denen es angefangen hatte. Sie prüfte nach jedem einzeln, und beim dritten Mal musste ich nicht mehr fragen.

„Es ist leichter“, sagte sie. „Und es ist nicht mehr in der Brust.“

„Und Ihre Kinder?“

„Die stehen wieder unter mir.“ Sie sah einen Moment aus dem Bild. „Nicht neben mir.“

„Was sagen Sie Marie?“

„Dass ich sie angeschrien habe für etwas, das sie nicht gemacht hat.“ Sie überlegte. „Und dass sie mich weiter fragen darf.“

Sie nickte. Dann sagte sie noch etwas, das ich nicht erwartet hatte, und dafür sah sie in die Kamera und nicht daran vorbei.

„Marie ist am Samstag zu mir gekommen. Sie hat gefragt, ob das wegen Papa ist.“

„Und was haben Sie geantwortet?“

„Ja“, sagte sie. „Ich habe ja gesagt.“

Damit war der Termin zu Ende und die eigentliche Arbeit lag auf dem Tisch. Ich bat sie, noch fünf Minuten dranzubleiben.

„Das wartet nicht, bis das andere geklärt ist. Was können Sie Ihrer Tochter heute Abend sagen, ohne das andere auszubreiten?“

Sie brauchte zwei Anläufe. Dass das Mädchen damit nichts zu tun hat. Und dass der Rest zwischen zwei Erwachsenen liegt.

„Dann bleibt das Ja stehen“, sagte ich.

„Ich weiß. Zurücknehmen kann ich es erst, wenn ich das andere sage.“

„Und was mache ich, wenn sie nachfragt?“

„Dann sagen Sie, dass Sie es ihr sagen, wenn es Zeit ist. Das ist keine Ausrede, wenn es stimmt.“ Ich sah auf die Uhr. „Und am Montag sagen Sie mir, was angekommen ist.“

Am Montag schrieb sie mir zwei Zeilen. Marie hatte zugehört, nichts gesagt und am nächsten Abend gefragt, ob sie am Samstag mit ins Büro kann.

Kapitel 24: Auf wessen Platz sie saß

Im März hatten wir zum ersten Mal einen leichten Termin.

Die beiden redeten eine halbe Stunde über den Alltag, der zwischen ihnen fehlte, und irgendwann sagte er, dass sie seit elf Jahren nicht mehr zusammen einkaufen waren. Sie lachte, er auch. Im April sahen wir die Kette durch, Stück für Stück, und am Ende war sie bis auf eine Stelle aufgelöst. Beide wussten das, und keiner von beiden hatte es benannt.

Im Mai kam er allein.

Auf die Frage nach dem Ziel kam zum ersten Mal in drei Jahren keine Antwort.

„Ich weiß es nicht genau.“ Er sah mich an. „Bei mir ist irgendwas offen, und ich komme nicht drauf.“

„Dann fangen wir bei Ihrer Mutter an.“

Er fragte nicht, warum.

Wir gingen an den Anfang, an den Sommer, in dem die beiden sich kennenlernten. Er war zweiunddreißig, seine Mutter war seit einundzwanzig Jahren tot, und er arbeitete in einem Betrieb, den er nicht gewählt hatte.

„Was hat sie gemacht, als Sie sie kennengelernt haben?“

„Sie hat bei einer Bank gearbeitet. Firmenkunden.“

„Und was hat sie bei Ihnen gemacht? In den ersten Monaten.“

„Sie hat mich gefragt“, sagte er. „Wie mein Tag war. Ob mir das gefällt, was ich mache.“ Er sah auf den Tisch. „Sonnabends ist sie mit ins Büro gekommen.“

Ich sagte nichts.

Er fand es selbst, und dann lag es noch eine Weile zwischen uns, bis er es aussprechen konnte.

„Das hat meine Mutter gemacht.“

„Ja.“

„Ich habe sie geheiratet, weil sie war wie meine Mutter.“ Er nahm die Hände vom Tisch. „Das ist ja furchtbar.“

„Das ist die Hälfte davon, und es ist nicht die wichtige.“ Er hob den Kopf. „Sie hat auf einem Platz angefangen, der schon vergeben war. Das heißt, dass der Platz zu klären ist. Es heißt nicht, dass Sie sie deshalb nicht lieben. Das eine hebt das andere nicht auf.“

Wir holten die Mutter dazu, und Anke daneben, und er sah, wie eng die beiden standen, vom ersten Sommer an. Wir stellten sie auseinander. Seine Mutter dahin, wo sie hingehört, neben seinen Vater. Seine Frau dahin, wo eine Frau steht.

„Wie ist das?“

„Weiter auseinander“, sagte er. „Und sie ist immer noch da.“

„Dann fehlt noch, dass sie etwas dazu sagt. Fragen Sie sie, was sie sieht.“

Er machte die Augen zu, und diesmal kam es gleich.

„Dass ich sie gesucht habe. Die ganze Zeit.“

„Und was sagt sie dazu?“

Was dann kam, sagte er langsam und ohne die Hände zu bewegen.

Du bist mein Sohn, und das bleibst du. Du musst mich nicht in ihr suchen. Deine Liebe gehört der, die du geheiratet hast, und ich habe meinen Platz hier neben deinem Vater.

„Und?“

„Sie sieht ihn an.“ Er atmete einmal aus. „Die beiden reden miteinander. Das habe ich nie gesehen.“

Dann fing er an zu weinen, und er machte keine Anstalten, damit aufzuhören. Er war elf und dreiundfünfzig gleichzeitig, und was er dabei nachholte, hatte ihm seit dem Juli niemand geben können.

„Ich durfte ihr Sohn sein“, sagte er, als er wieder reden konnte. „Ich habe geglaubt, ich muss das irgendwie ersetzen.“

„Eine Sache gehört noch dazu, und die ist heikel. Bei manchen Paaren verändert so ein Platz auch das, was zwischen den beiden körperlich möglich ist.

Bei anderen nicht. Ob das bei Ihnen eine Rolle spielt, weiß ich nicht.“ Ich ließ ihm Zeit. „Sehen Sie selbst nach.“

Er ging es innerlich durch, und er sah dabei nicht weg.

„Ja.“

„Seit wann?“

„Sechs Jahre. Eher sieben.“ Er sah auf den Tisch. „Es ist nicht aufgehört worden. Es ist eingeschlafen, und dann war es weg, und irgendwann hat keiner mehr angefangen.“

„Dann hat das mit Schuld nichts zu tun. Ob der Platz daran beteiligt war, sehen Sie in den nächsten Monaten, und wenn nicht, dann gehört es zum Arzt.“

Er ließ die Hände auf dem Tisch liegen und sagte nichts.

„Und jetzt?“

„Jetzt steht sie woanders.“

Mehr sagte er dazu nicht, und ich fragte nicht nach. Das ist nicht mein Bereich.

Danach kam das andere, und darauf war ich nicht ganz vorbereitet.

„Wann sind Sie gegangen?“, fragte ich.

„Ich bin doch nicht gegangen.“

„Sie sitzen seit Jahren abends am Tisch und kriegen nichts mit. Ihre Frau hat es Ihnen im ersten Jahr gesagt, und Sie haben gedacht, sie meint die Abende.“

Er rieb sich mit dem Handrücken über das Kinn.

„Vor zwölf Jahren“, sagte er dann. „Vielleicht dreizehn. Nach der Sache mit dem Kredit, als wir zwei Wochen nicht wussten, ob die Bank verlängert. Da habe ich aufgehört, abends noch irgendwas zu wollen.“

„Und was wäre aus Ihrem Leben geworden, wenn Sie geblieben wären?“

Das war die Frage, an der es ihn zerriss. Er brauchte zwei Anläufe und sagte dann, was jeder sagt, der das begreift. Dass sie zusammen gewesen wären.

Dass Malte dann vielleicht noch auf den Hof käme. Dass er zwölf Jahre neben seiner Frau gesessen hat und sie nicht sah, obwohl sie da war.

Und dann sagte er ihren Satz, wörtlich, ohne zu wissen, dass es ihrer ist.

„Wir konnten deshalb nie die gemeinsame Verantwortung übernehmen."

Ich schrieb es mir auf, zum zweiten Mal, und den Strich darunter hatte ich schon.

Wir lösten es an diesem Nachmittag auf, so weit es ging. Alle, die daran mitgebaut hatten, nahmen ihren Teil, sein Vater, seine Großeltern, seine Mutter, er selbst. Am Ende waren sie alle zusammen traurig, und es ging in Entspannung über, und ich sagte ihm, dass seine Frau dasselbe im vergangenen August erlebt hatte und dass er es damals nicht verstehen konnte.

„Und jetzt?"

„Jetzt kommt es bei Ihnen an. Ein Jahr später. Das ist spät, und es kommt trotzdem an."

Er war anders, als er aufstand, und er ging langsamer.

„Ich mache ihr einen Vorschlag", sagte er. „Wir fahren weg. Eine Woche, nur wir zwei. Das haben wir seit den Kindern nicht mehr gemacht."

Kapitel 25: Sie entscheidet sich

Sie bat selbst um den Termin, an einem Sonntag, per Mail, mit einem Satz.

Im Juni waren die beiden weg gewesen. Neun Tage, Dänemark, ein Haus mit einem Windschutz aus Holz und einem Fahrrad, das nicht ging. Sie erzählte es mir, bevor ich fragte.

„Es war gut“, sagte sie. „Das ist das Schlimme daran.“

„Erzählen Sie das Gute.“

Sie frühstückten morgens lange. Er fragte, wie sie schlief, und er wartete die Antwort ab. Am dritten Tag erzählte er von seiner Mutter, von sich aus, ohne dass jemand danach fragte. Am fünften Tag sprachen sie über die Firma und gerieten dabei nicht in Streit. Am siebten sagte er, dass er sie vermisst hat, und er sagte dazu, wann, nämlich in den zwölf Jahren, in denen sie neben ihm saß.

„Und was haben Sie gemacht?“

„Ich bin rausgegangen und habe am Windschutz gestanden und geheult.“ Sie sagte es ohne jede Regung. „Und dann bin ich reingegangen und habe gesagt, es ist der Wind.“

„Wie lange standen Sie da draußen?“

„Bis die Jacke nass war.“ Sie sah auf ihre Hände. „In dem Holz war eine Lücke, auf Augenhöhe. Da habe ich durchgesehen. Man sah ihn am Tisch sitzen, von der Seite. Er hatte gedeckt, für zwei, und die Servietten lagen falsch, so wie er das immer macht. Dann hat er auf die Tür gesehen.“

„Und?“

„Und ich habe gedacht, er wartet auf mich.“ Sie weinte, und diesmal hielt sie sich nicht die Hände vors Gesicht. „Er wartet auf mich, und ich komme seit fünf Jahren nicht ganz nach Hause.“

„Ihr Ziel für heute?“

„Ich möchte es ihm sagen.“

Es war der erste Satz von ihr in drei Jahren, den sie nicht vorher geprobt hatte.

„Dann sehen wir uns an, ob der Boden dafür trägt.“

Wir sprachen zwei Stunden lang nichts über die Sache selbst, sondern über den Boden darunter. Was sie hat, wenn es schiefgeht. Sie zählte es auf, ohne Papier. Ihre Arbeit, die ihr keiner nehmen kann, mit oder ohne Titel auf einer Internetseite. Ihre Großmutter und ihren Großvater, die nebeneinanderstehen, und Josef dahinter. Ihre Mutter, mit der sie seit Weihnachten anders redet. Zwei Kinder, von denen eines dreihundert Kilometer weg wohnt und trotzdem alle zwei Wochen anruft. Und sich selbst, was sie zuletzt genannt hat und was drei Jahre dauerte.

„Und wenn er geht?“

„Dann geht er.“ Sie atmete einmal. „Dann ist es schlimm, und ich stehe trotzdem.“

„Das ist der Unterschied zu vor drei Jahren. Damals hätten Sie es nicht sagen können, und das war keine Feigheit. Es hätte Sie umgeworfen, und Sie hatten nichts, worauf Sie hätten fallen können.“

Danach kam die Frage, die ich lieber früh stelle und diesmal spät stellen musste.

„Wer verliert etwas, wenn Sie es sagen?“

Ihr Mann verliert das Bild von den letzten drei Jahren. Marie verliert die Antwort, die ihre Mutter ihr im Januar gab, und die war nicht wahr. Malte verliert vielleicht den Grund, aus dem er weggezogen ist, und bekommt einen anderen. Sandra Kolbe verliert nichts, sie wird es erfahren wie alle anderen auch, irgendwann, und bis dahin hält sie den Laden zusammen. Und in der Firma sind eine Zeit lang beide, auf die es oben ankommt, nicht richtig bei der Sache.

„Das ist der Preis“, sagte sie.

„Das kostet Sie etwas. Wie viel, wissen Sie erst hinterher.“

Sie sah lange auf den Tisch.

„Und wenn ich es lasse?“

„Dann bleibt es, wie es ist. Es hat fast fünf Jahre gehalten. Es kann auch noch länger so weitergehen.“ Ich legte den Stift hin. „Sie haben mich im ersten Jahr gefragt, ob ich Ihnen sage, dass Sie es beenden sollen. Ich habe es nicht getan, und ich tue es heute auch nicht. Sie entscheiden das.“

„Ich weiß.“

Sie zögerte, aber nicht lange.

„Im August“, sagte sie. „Nach der Inventur.“

Wir schrieben auf, was sie sagt und in welcher Reihenfolge, und wir übten, wie man einen Satz sagt, ohne ihn zu verpacken. Sie war dabei erstaunlich ruhig.

Beim Aufstehen nahm sie ihre Tasche und blieb dann stehen.

„Eins mache ich vorher.“

„Ja?“

„Ich beende es bei Simon Wendt.“ Sie sagte es wie etwas, das sich von selbst versteht. „Das bin ich ihm schuldig. Er weiß ja gar nicht, dass ich so weit bin.“

Kapitel 26: Zwei Böden auf einmal

Ende Juli rief Wendt an und fragte, ob er kurzfristig kommen könne. Er hatte mich noch nie um etwas kurzfristig gebeten.

Er setzte sich auf denselben Stuhl und behielt den Mantel auf dem Schoß.

„Was wollen Sie erreichen?“

Darauf antwortete er nicht, und das war das erste Mal.

„Sie hat es beendet“, sagte er stattdessen. „Am Donnerstag. Am Telefon, weil ich nicht wollte, dass sie dafür fährt.“

Er erzählte es genau, so wie er alles genau erzählt. Wie lange das Gespräch war. Was sie gesagt hat und in welcher Reihenfolge. Dass er sie nicht unterbrochen hat. Dass er hinterher noch eine Stunde am Tisch saß und sich dann einen Kaffee gemacht hat, um vier Uhr nachmittags.

„Ich habe es richtig gemacht“, sagte er. „Ich habe nicht gezogen. Keinen einzigen Satz.“

„Das stimmt.“

„Und?“

„Und es nützt Ihnen heute gar nichts.“

Da veränderte sich sein Gesicht. Er weinte nicht. Es sah schlimmer aus.

Wir lösten an diesem Nachmittag nichts auf. Ich ließ ihn erzählen und stellte ihm dann die Frage, die an so einem Tag etwas nützt.

„Was haben Sie verloren?“

Er brauchte lange, und was dann kam, hatte ich nicht erwartet.

„Dass abends jemand fragt, wie mein Tag war.“

Diesen Satz hatte ich in diesem Fall jetzt von drei Leuten gehört, und jeder von ihnen hielt ihn für seinen eigenen.

An der Tür hielt er sich kurz am Rahmen fest und ließ dann los.

„Ich komme wieder“, sagte er. „Nicht ihretwegen.“

Zwei Wochen später kamen die Nortmeyers. Vor dem Termin rückte ich die beiden Stühle gerade.

Sie kamen in einem Auto, weil die Inventur am Wochenende davor gewesen war und beide erst mittags aus dem Betrieb wegkonnten.

„Wo wollen Sie hin?“

„Dass wir das Jahr ordentlich zu Ende bringen“, sagte er. „Und dass Kolbe ihren Titel bekommt, bevor sie es sich anders überlegt.“

„Und Sie?“

„Ich möchte etwas sagen.“

Er sah sie an und dann mich, und man konnte ihm dabei zusehen, wie ihm klar wurde, dass er der Einzige im Raum war, der nicht wusste, was jetzt kommt.

Sie sagte es, wie wir es besprochen hatten. Ohne Vorbau, ohne Erklärung davor, ohne das Wort aber.

„Ich hatte fünf Jahre lang eine Beziehung zu einem anderen Mann. Vor zwei Wochen habe ich sie beendet. Ihm habe ich es zuerst gesagt, weil er es zuerst hören musste.“

Danach war es lange still. Draußen zog jemand einen Rollkoffer über das Kopfsteinpflaster, und man hörte es von der Ecke bis vor das Haus.

Er bewegte sich nicht. Was er machte, war etwas anderes: Er fing an zu rechnen.

„Fünf Jahre.“

„Ja.“

„Seit wann genau?“

„Seit dem Sommer nach Maltes Konfirmation.“

Er wiederholte es nicht. Er legte es nur irgendwo ab.

„Wer?“

„Er heißt Simon Wendt.“

Der Name sagte ihm nichts.

„Kenne ich nicht.“

„Er hat mir geraten, hier anzurufen“, sagte sie. „Vor knapp drei Jahren.“

Das ließ er einen Moment liegen, weil er mit etwas anderem beschäftigt war.

„Wissen die Kinder das?“

„Marie hat im Januar gefragt, ob es wegen dir ist.“ Sie sagte es ohne Pause, weil sie es geübt hatte. „Ich habe ja gesagt.“

Er nickte, einmal.

„Und Dänemark?“

„Was ist mit Dänemark?“

„War es da vorbei?“

„Nein.“

Es war das erste Mal an diesem Nachmittag, dass sie etwas sagen musste, das sie sich vorher nicht zurechtgelegt hatte.

„Der Windschutz“, sagte er. „Als du geheult hast. Das war nicht der Wind.“

„Nein.“

Er legte die Hände auf den Tisch, flach, so wie sie es macht. Dann hob er den Kopf und sah mich an.

„Sie haben den Mann gekannt.“

„Ja.“

„Seit wann wissen Sie es?“

„Seit Mai im ersten Jahr.“

Er nickte, ein paarmal hintereinander. Die Rechnung ging auf, und glauben wollte er sie trotzdem nicht.

„Darüber reden wir“, sagte ich. „Nicht heute. Der Nachmittag gehört Ihnen beiden.“

Das nahm er hin, und das überraschte mich.

„Und deswegen sitzen wir hier“, sagte er zu ihr. „Seit drei Jahren. Weil dein Freund gesagt hat, du sollst da anrufen.“

Ich sagte nichts dazu. Es gäbe einen Satz, der hierhergehört, und dieser Nachmittag war nicht die Stelle dafür.

Er stand auf und nahm seine Sachen. An der Tür drehte er sich noch einmal zu ihr um.

„Ich habe dir im Juni gesagt, dass ich dich vermisst habe.“ Er sagte es ruhig. „Das nehme ich nicht zurück.“

Dann ging er, fünfzig Minuten nachdem wir angefangen hatten. Er machte die Tür normal zu, was mir schlimmer vorkam als alles andere.

Sie blieb sitzen, eine halbe Stunde lang. Wir sagten in dieser halben Stunde fast nichts.

Er fuhr am selben Abend nach Hause und nicht woanders hin.

Was in diesen neun Tagen geschah, weiß ich aus zwei Erzählungen, die ich später hörte. In einem Punkt widersprachen sie sich, und zwar darin, wer zuerst aufgestanden ist.

Er nahm Decke und Kopfkissen und legte sich in Maltes Zimmer, ohne etwas dazu zu sagen, und morgens war das Bett gemacht. Um sechs standen beide in der Küche, weil beide um sechs in der Küche stehen, und keiner von beiden ging wieder hinaus. Sie machte Kaffee für zwei, wie immer, und stellte ihm seine Tasse hin, und er sagte danke, wie immer.

Im Betrieb merkte es niemand. Morgens der Hof, mittags die Zahlen, und am Donnerstag sagte er in der Runde einen Satz, über den zwei Leute lachten. Abends fuhren sie in zwei Autos nach Hause, so wie seit Jahren. Am Sonntag fuhr sie allein hinaus und prüfte den Lohnlauf, den das Steuerbüro am Freitag geschickt hatte und der bis zum Fünfundzwanzigsten Zeit gehabt hätte.

Am vierten Abend rief er mich an, kurz vor elf.

„Holt.“

Es kam nichts. Im Hintergrund lief in einem anderen Zimmer ein Fernseher.

„Ich bin dran“, sagte ich.

„Ich weiß.“ Und nach einer Weile: „Ich wollte nur wissen, ob Sie rangehen.“

„Ich gehe ran.“

Er legte auf, ohne sich zu verabschieden.

Am zehnten Tag rief er an und fragte, ob er allein kommen könne.

Kapitel 27: Auch auf mich

Er kam allein, rasiert, pünktlich, und er gab mir die Hand, ohne sie zu drücken. So hatte er mir noch nie die Hand gegeben. Ich wusste nicht, ob es etwas bedeutet, aber ich merkte es.

„Was ist Ihr Ziel?“

„Ich will wissen, ob das hier alles umsonst war.“

„Dann fangen wir damit an.“

Die Wut kam in den ersten zwanzig Minuten, und sie kam nicht laut. Er beugte sich vor, und seine Stimme wurde leiser statt lauter.

„Ich habe hier gesessen“, sagte er, „und meine tote Mutter da hingestellt.“ Er zeigte auf die Stelle, als stünde sie noch dort. „Und Sie wussten, dass meine Frau mittwochs wegfährt.“

„Ja.“

„Sagen Sie nicht ja. Sagen Sie irgendwas.“

„Ich sage nachher etwas. Jetzt sind Sie dran.“

Sein Blick ging durchs Zimmer und blieb nirgends hängen. Bei mir liegt nicht viel herum.

„Ich habe mich bei Ihnen bedankt.“ Er sagte es, als wäre das die eigentliche Sache. „Ich bin hier rausgegangen und habe Ihnen die Hand gegeben und mich bedankt, und unten an der Straße habe ich noch eine Weile gestanden, weil ich nicht einsteigen wollte.“

„Das weiß ich noch.“

„Und vorher habe ich hier gesessen und die Augen zugemacht, damit Sie mein Gesicht nicht sehen. Ein erwachsener Mann vor einem fremden Menschen, und der fremde Mensch weiß die ganze Zeit mehr als ich.“ Er hatte jetzt beide Hände auf dem Tisch. „Wissen Sie, was das Schlimmste ist? Dass ich mich dafür jetzt schäme. Das war der einzige gute Tag in dem Jahr, und den haben Sie mir auch noch kaputt gemacht.“

Darauf sagte ich nichts, und er ließ es stehen und holte Luft.

„Drei Jahre“, sagte er dann. „Ich habe Sie bezahlt.“

„Ja.“

„Und Sie haben dagesessen und mich machen lassen.“

„Ja.“

Er lehnte sich zurück, und es ging ihm sichtbar nicht besser davon.

Ich wehrte nichts davon ab und erklärte nichts davon. Als er fertig war, sagte ich ihm, was meiner ist.

„Ich hatte mich für die Vertraulichkeit entschieden. Ich würde Ihnen auch heute nicht sagen, was Ihre Frau mir allein anvertraut hat, und ihr sage ich nicht, was Sie mir sagen. Und trotzdem hat diese Entscheidung bei Ihnen etwas verursacht. Wut fragt nicht nach Schuld, sie fragt, ob etwas gefehlt hat. Den Teil nehme ich.“

Er sah mich an, und es dauerte.

„Das ist dasselbe, was ich meiner Runde gesagt habe.“

„Ja.“

Er sah nach, ob er die Wut hergeben kann. Einen Teil konnte er. Der andere blieb liegen, und dann sagte er, warum.

„Das ist nicht das, was ich meine.“ Er suchte es sich zusammen, und er brauchte dafür lange. „Sie haben nicht nur nichts gesagt, was meine Frau Ihnen anvertraut hat. Das verstehe ich sogar. Sie hätten mir am ersten Tag sagen können, dass Sie den Mann kennen, über den sie zu Ihnen kommt. Nicht wer er ist. Dass Sie ihn kennen.“

Dazu gibt es keine Vertraulichkeit, die mich schützt. Das war meine eigene Tatsache, und ich hatte drei Jahre lang nichts damit gemacht.

„Ja“, sagte ich. „Das hätte ich.“

„Und warum haben Sie es nicht?“

Darauf hatte ich eine Antwort, und sie war die eines Mannes, der hinterher klug ist. Ich habe sie ihm trotzdem gesagt, weil er sie verlangt hat. Dass ich mich im Oktober über einen Namen gefreut und den Termin gemacht habe,

bevor ich wusste, worin ich da sitze. Dass ich es im Mai hätte nachholen können und es nicht getan habe, weil es dann nach Rechtfertigung ausgesehen hätte. Und dass das als Begründung nicht reicht.

„Das ist meins, und es war nicht meine Absicht. Sie sind zu Recht sauer auf mich, und ich nehme die Wut dafür.“

Er nahm sich Zeit damit und gab sie dann her, und bei dem Satz über den ersten Tag blieb etwas zurück. Ich habe es nicht weggearbeitet. Es ist nicht weggegangen, und ich habe seitdem zweimal im ersten Gespräch etwas gesagt, was ich vorher nicht gesagt hätte.

Der Rest des Nachmittags gehörte seiner Frau, auch wenn sie nicht da war.

„Sie haben mich gefragt, ob das hier alles umsonst war. Ich beantworte das anders, als Sie es erwarten. Wir gehen die Reihe durch, von vorn. Sie kennen jedes Stück davon, und Sie haben jedes Stück selbst gefunden.“

Wir gingen sie durch, und ich zählte nicht auf. Er sagte die Stücke selbst, in der Reihenfolge, in der sie gekommen sind, und bei zwei Stellen musste ich nicht einmal nachfragen. Am Ende blieb eines übrig, bei dem er nichts sagen konnte.

„Und der Platz, auf dem der Mann saß.“

„Der war vor Ihnen beiden da. Was diesen Mann dorthin gebracht hat, gehört ihm, und von mir erfahren Sie es nicht.“

„Und wenn eins davon nicht gewesen wäre?“

„Dann sähe es anders aus. Nehmen Sie ein Kettenglied heraus und sehen Sie selbst.“

Er machte es, und er nahm sich dafür Zeit. Wenn sein Vater an dem Sonntag gefragt hätte. Wenn er im Auto das Radio ausgelassen hätte. Wenn er mit achtzehn weggegangen und aus eigenem Entschluss wiedergekommen wäre. Wenn in der Familie seiner Frau einmal jemand den Namen Josef gesagt hätte.

„Dann wäre das nicht passiert“, sagte er.

„Nein. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen. In dem Leben, das Sie beide im letzten Jahr gebaut haben, wäre es nicht dazu gekommen. In dem, das Sie bis dahin hatten, lag es nahe.“

Er ließ das eine Weile stehen.

„Und wo ist dann ihr Teil?“

„Da, wo er immer ist. Sie hat sich fünf Jahre lang entschieden, jeden Tag neu, und sie hat es Ihnen nicht gesagt. Das gehört ihr, und das nimmt ihr die Kette nicht ab. Die Kette erklärt, wie jemand dorthin kommt. Sie erklärt nicht, warum er bleibt.“

„Und die Wut?“

„Die gehört ihr auch. Den Teil davon.“

Wir brauchten zwei Stunden, bis sie dort angekommen war. Auf dem Weg dorthin kam sie an drei falschen Adressen vorbei, unter anderem bei Sandra Kolbe, die damit nichts zu tun hatte.

Am Ende lag sie bei zweien. Bei seiner Frau. Und bei einem Mann, den er nicht kennt.

„Was mache ich jetzt damit?“

„Das, was Sie hier gelernt haben. Sie sagen es ihr. Nicht heute.“

Er nahm seinen Autoschlüssel und legte ihn wieder hin.

„Ich will ihn sehen.“

„Das ist Ihre Entscheidung und nicht meine.“

„Ich will ihn nicht schlagen“, sagte er, und es klang, als hätte er das in den letzten neun Tagen zweimal geprüft. „Ich will den Mann sehen, der auf einem Platz saß, von dem ich nicht wusste, dass es ihn gibt.“

Er stand an der Tür noch einmal.

„Und ich will, dass Sie dabei sind.“

Kapitel 28: Ihr Teil

Sie kamen in einem Auto, und gefahren war er.

Es war Mitte September und der erste Termin zu zweit seit dem Nachmittag im August. Sie setzten sich wie immer, und zwischen ihren Stühlen war mehr Platz als sonst, ohne dass einer von beiden den Stuhl bewegt hätte.

„Den Termin mit ihm gibt es“, sagte ich. „Vorher sind Sie beide dran.“

Carsten Nortmeyer nickte, als hätte er damit gerechnet.

„Wo wollen Sie hin?“

„Dass ich weiß, woran ich bin.“

„Und Sie?“

Sie brauchte länger als er.

„Dass ich aushalte, was ich gemacht habe.“ Sie sah dabei auf den Tisch. „Ohne dass ich mich dafür klein mache.“

„Und beide zusammen?“

Darauf kam erst nichts, und dann kam es von beiden.

„Dass wir danach noch da sind“, sagte sie.

„Und dass es nicht wieder an mir vorbeiläuft“, sagte er.

Zuerst holte sich jeder, was er inzwischen hat. Bei ihm dauerte es länger als bei ihr, und ich wartete, bis es bei beiden angekommen war.

„Und jetzt sehen Sie sich beide die letzten fünf Jahre noch einmal an. Nicht so, wie sie waren. So, wie sie gelaufen wären mit dem, was Sie heute haben.“

Das dauerte, und keiner von beiden sagte dabei etwas.

„Herr Nortmeyer.“

„Wir wären ein Paar gewesen.“ Er sagte es langsam, als zähle er dabei etwas nach. „Nicht zwei, die eine Firma haben. Wir hätten zusammen entschieden, und abends hätten wir geredet, nicht über Touren.“ Er sah kurz zu ihr.

„Und wir wären Vater und Mutter gewesen, zusammen, und die Kinder hätten das gemerkt.“

„Und Sie, Frau Nortmeyer?“

„Ich hätte dazugehört.“ Sie brauchte einen Moment für den Rest. „Wir wären weggefahren, auch mal ohne Kinder. Ich hätte mich nicht jeden Abend gefragt, ob ich etwas falsch mache.“ Dann sagte sie es, ohne die Stimme zu senken. „Und wir hätten uns angefasst.“

„Und hinter Ihnen?“

„Stehen meine Großeltern. Und Josef dahinter.“

„Dann sehen Sie beide nach. Wäre es in diesem Leben dazu gekommen?“

Sie sah nicht lange hin.

„Nein.“

Er prüfte es, wie er alles prüft.

„Nein.“

„Einer fehlt dabei noch, und der sitzt im Oktober mit am Tisch. Für heute reicht, was Sie beide gerade gesehen haben.“

Er nahm es hin, ohne nachzufragen, und man konnte sehen, dass ihm das Bild blieb.

„Herr Nortmeyer, was hat das mit Ihnen gemacht? Nicht, was passiert ist. Das wissen wir alle drei.“

Er fing an, ohne sie anzusehen.

„Ich wache um vier auf und rechne.“ Er hielt eine Hand flach vor die Brust, ohne es zu merken. „Fünf Jahre. Und ich habe daneben gesessen und gedacht, es wird langsam gut.“

„Und wo ist das?“

„Hier.“ Er sah seine Hand an, als hätte sie das allein gemacht. „Wie mit elf.“

„Lassen Sie es Ihre Frau sehen.“

Sie sah es sich an, und sie sah dabei nicht weg.

„Frau Nortmeyer, vor Ihnen steht eine Reihe, und die kennen Sie. Ihre Großeltern, Josef, der Platz, auf den sich jemand gesetzt hat. Die haben ihren Teil genommen.“ Ich wartete, bis sie bei mir war. „Heute geht Ihrer.“

„Und der ist?“

„Fünf Jahre. Im Alten haben Sie das jeden Tag neu entschieden, und gesagt haben Sie es nicht. Im Neuen wäre es nicht dazu gekommen.“

Sie sah ihren Mann an und brauchte keinen Anlauf.

„Ich habe mich fünf Jahre lang jeden Tag dafür entschieden, und gesagt habe ich es dir nicht. Ich sehe, was das mit dir gemacht hat, und es war nicht meine Absicht. Du bist zu Recht wütend auf mich, und ich nehme die Wut dafür.“

„Prüfen Sie, ob Sie sie ihr geben können.“

Er prüfte lange.

„Zum Teil.“

„Dann lassen wir den Rest da, wo er ist. Da gehört er hin, und im Oktober sitzt er am Tisch.“

Er atmete einmal aus, und es klang nicht erleichtert, sondern wie etwas, das länger gehalten worden war.

„Und dann ist da noch der Januar“, sagte ich. „Marie hat gefragt, ob es wegen Ihnen ist. Was Ihre Frau geantwortet hat, wissen Sie seit August.“

„Das ist der Teil, von dem ich nicht runterkomme.“ Er sagte es zum Tisch. „Sie hat mich den ganzen Sommer angesehen und gedacht, ich bin der Grund.“

„Sagen Sie es ihm“, sagte ich zu ihr.

Diesmal kam es langsamer.

„Ich habe unserer Tochter gesagt, es ist wegen dir, und sie hat das ein halbes Jahr geglaubt.“ Ihre Stimme wurde leiser und blieb ruhig. „Das ist das Schlimmste von allem, was ich gemacht habe. Sei wütend darüber, so lange du willst. Ich nehme das, und ich weiß, wofür.“

Dann ging er die Abende durch, an denen seine Tochter mit ihm in einem Raum saß und etwas wusste, das nicht stimmte.

„Weg“, sagte er schließlich. Und nach einer Pause: „Das war das Schlimmere von beidem.“

„Und bei Ihnen, Frau Nortmeyer? Ist da noch etwas auf Ihren Mann?“

Sie sah nach und schüttelte den Kopf.

„Das war im Juni.“

„Dann sehen Sie sich beide den Nachmittag im August an. Den, an dem Sie es ihm gesagt haben.“

Sie sahen hin, jeder für sich, und es dauerte bei ihm länger.

„Und?“

„Der Rollkoffer“, sagte er. „Daran habe ich die ganze Zeit gedacht. Dass draußen jemand einen Rollkoffer über das Pflaster zieht.“

Sie lachte kurz, und er auch, und komisch fand es keiner von beiden.

Danach sprachen wir zwanzig Minuten über den Betrieb, weil der September lief und weil das an diesem Tag das Leichtere war. Die Angebote gingen jetzt mit zwei Unterschriften raus. Auf dem Lohnzettel standen zweihundertvierundsiebzig Leute.

Beim Aufstehen fragte sie etwas, das sie vorher nie gefragt hatte.

„Muss ich im Oktober dabei sein?“

„Ja.“

Sie nahm ihre Tasche und sah ihren Mann an.

„Dann fahre ich selbst.“

Kapitel 29: Wer zuerst da war

Bis es zustande kam, war es Anfang Oktober. Die Wochen dazwischen gingen für Termine hin, die sich nicht verschieben ließen, und einmal dafür, dass Carsten Nortmeyer absagte und am nächsten Morgen zurückrief.

Ich holte den dritten Stuhl selbst, aus dem Zimmer nebenan, und stellte ihn so, dass niemand in der Mitte sitzt.

Sie waren nacheinander gekommen, mit zwanzig Minuten Abstand, was ich so vorgeschlagen hatte. Wendt hatte am Telefon zugesagt, ohne zu fragen, worum es geht, und ich hatte ihn eine Woche vorher noch einmal allein bei mir. Wir gingen durch, was er sagen will und was nicht, und was davon er auch dann sagt, wenn der Ehemann der Frau dabeisitzt. Zwei Sachen strich er selbst. Beendet war es seit Ende Juli, und beendet hatte es sie, bevor sie es ihrem Mann sagte.

Carsten Nortmeyer kam als Erster und setzte sich mit dem Rücken zur Wand. Seine Frau kam zwanzig Minuten später und nahm den Stuhl neben ihm. Sie hängte den Mantel nicht auf, sondern legte ihn über die Knie und ließ die Hände darauf liegen.

Wendt kam zuletzt. Er blieb in der Tür stehen, bis ich ihm den Platz zeigte. Die beiden Männer gaben sich nicht die Hand. Keiner von beiden versuchte es, und ich verlangte es auch nicht.

„Bevor wir anfangen, sage ich Ihnen, wie das hier läuft. Es gibt keine Verhandlung. Es wird nicht ausgeglichen. Jeder sagt, was seins ist, und der andere hört zu, bis derjenige fertig ist.“

Carsten Nortmeyer nickte, ohne den Blick von Wendt zu nehmen.

Ich fragte jeden einzeln, wo er hinwill.

„Dass ich ihn einmal gesehen habe“, sagte Carsten Nortmeyer.

„Dass ich sage, was ich zu sagen habe, und dann gehe“, sagte Wendt.

„Dass es aufhört“, sagte Anke Nortmeyer.

Die ersten zwanzig Minuten gehörten den beiden Männern, und sie waren ruhiger, als ich erwartet hatte. Carsten Nortmeyer fragte, was jeder fragt. Wie alt, was er macht, wie sie sich kennengelernt haben, wie oft. Wendt antwortete, kurz, ohne die Fragen zu bewerten und ohne etwas auszuschmücken, und er sagte zweimal, dass er auf eine Frage nicht antworten möchte, und beide Male ließ Carsten Nortmeyer das gelten. Ich hatte Wasser hingestellt, eine Kanne und drei Gläser. Nach der zweiten Frage schenkte Carsten Nortmeyer sich ein und stellte die Kanne so zurück, dass der Henkel zu Wendt zeigte. Gemerkt hat er das nicht.

Dann unterbrach ich, weil etwas auf den Tisch gehörte, das älter ist als alle drei.

„Frau Nortmeyer, erzählen Sie den beiden von Josef."

Sie nahm den Mantel von den Knien und hängte ihn über die Lehne. Dann erzählte sie es. Der Laden, die Hochzeit, der Name, den ihre Mutter zwischen den Jahren in der Küche fallen ließ. Ein Mann, der nicht zurückkam und von dem es kein Bild gibt. Wendt erkannte etwas wieder, ohne zu wissen, woher.

„Was da offen war, war nicht offen zwischen Ihnen beiden", sagte ich. „Es war offen zwischen zwei Menschen, die beide gestorben sind. Ein Verstorbener, den niemand nennt, geht nicht weg. Er hält einen Platz besetzt, bis ihn jemand nennt."

Im ersten Jahr hatte ich Anke Nortmeyer gesagt, dies sei keine Mediation, weil bei einer Mediation alle am selben Tisch sitzen. Jetzt saßen alle am selben Tisch, und ich hielt die Mitte. Der Unterschied liegt woanders, und ich sagte ihn den drei Leuten, bevor wir anfingen: Was mir jeder von ihnen einzeln erzählt hat, bleibt bei mir, und zwar auch heute.

Ich wartete, bis alle drei bei mir waren.

„Und jetzt sage ich Ihnen, wie mir das in solchen Fällen begegnet. An diesem Platz hängt eine Liebe, die nie zu Ende gebracht wurde. Die Großmutter hat weitergelebt und geheiratet und gearbeitet, und ein Teil von ihr hat gewartet, bis sie gestorben ist. Diese Liebe ist nicht weg, sie ist gebunden, und wo

sie gebunden ist, zieht es. Manche Paare erleben hinterher, dass es dabei zum Teil nicht um sie ging. Ihre Entscheidungen nimmt ihnen das nicht ab.“

„Ich“, sagte Wendt.

„Sie.“

„Und ich auch“, sagte sie.

„Sie auch.“

Wir holten ihre Großeltern dazu, für alle drei sichtbar, und Josef dahinter. Drei Menschen sahen an dieselbe Stelle im Raum, an der nichts war. Ich bat Wendt, hinzusehen und mir zu sagen, was er sieht.

„Die stehen zusammen“, sagte er. Und nach einer Weile: „Der da hinten hält das aus.“

„Dann geben Sie ihm zurück, was ihm gehört.“

Er sammelte sich kurz, und dann machte er es. Er sagte, dass der Platz nicht seiner ist und dass er ihn abgibt. Ich fragte ihn, wo er das merkt, und diesmal schlug er nicht nach und erklärte nichts.

„Leichter“, sagte er. „Und leer.“

„Ja. Beides gehört dazu.“

Carsten Nortmeyer sah das mit an, ohne etwas zu sagen.

„Herr Wendt. Sagen Sie den beiden, was Sie im November gefunden haben.“

Er sagte es, kurz und ohne sich dahinterzustellen. Fünf Jahre, in denen seine Mutter krank war und er der Wichtigste im Haus. Der Tag, an dem das vorbei war, ohne dass jemand etwas dazu gesagt hätte. Die Abende, an denen ein Siebenjähriger dachte, ob sie morgens noch da ist. Und was daraus geworden ist: dass er sich Frauen sucht, die jemanden brauchen, und dass sie schon zu jemandem gehören müssen, weil man nur das nicht verlieren kann, was einem nie ganz gehört hat.

„Das ist keine Entschuldigung“, sagte er. „Ich sage es, damit Sie wissen, wer da gesessen hat.“

„Herr Nortmeyer. Und jetzt Sie.“

Er sah mich an, als hätte ich ihn falsch verstanden.

„Der weiß doch genug von mir.“

„Er weiß gar nichts von Ihnen. Er kennt das, was Ihre Frau ihm in fünf Jahren erzählt hat, und das ist etwas anderes.“

Er sah auf den Tisch und fing dann an.

Seine Mutter, die ins Krankenhaus kam und im Juli tot war, als er elf war. Die Hand seines Vaters in seinem Nacken, am Grab, und die zwei Wörter dazu. Dass er danach zugemacht hat und dass ihn mit siebzehn niemand fragte, ob er die Firma will. Dass er vor zwölf Jahren aufhörte, abends noch etwas zu wollen, ohne das Haus zu verlassen. Und das, was er erst im Mai sah, nämlich dass seine Frau vom ersten Sommer an auf dem Platz seiner Mutter gestanden hat und dass er sie deshalb geheiratet hat und trotzdem liebt.

Wendt hörte zu, ohne einmal zu unterbrechen. Anke Nortmeyer hörte das meiste davon zum zweiten Mal und einiges zum ersten. Sie sah einmal, kurz, zu Wendt.

„Das ist meins“, sagte Carsten Nortmeyer am Ende. „Damit Sie auch wissen, wer da gesessen hat.“

Ihres lag seit der Sache mit Josef ohnehin auf dem Tisch. Sie sagte es trotzdem noch einmal in eigenen Worten, kürzer, und nahm den Teil dazu, der nicht ihre Großmutter betraf: achtzehn Jahre, in denen sie nicht gefragt wurde und nichts sagte.

„Sehen Sie sich jetzt alle drei zusammen an“, sagte ich. „Jeder von Ihnen steht da, wo er hingehört, und das geht nur, weil die Plätze dahinter besetzt sind.“

Es dauerte eine Weile, bis alle drei dasselbe Bild hatten.

„Und jetzt nehmen Sie den Sommer vor fünf Jahren, den Anfang. Mit dem, was Sie heute wissen, und von da aus, wo Sie heute stehen, mit allen Plätzen hinter Ihnen besetzt. Was wäre passiert?“

Ich fragte jeden einzeln, und ich fing mit dem an, von dem ich die Antwort am wenigsten wusste.

„Nichts“, sagte Wendt. Er sah dabei auf den Tisch.

Anke Nortmeyer brauchte länger und antwortete dann nicht mit einem Wort. Sie sagte, dass sie den Mann im Sommer vor fünf Jahren wahrscheinlich gemocht hätte, und dass sie abends nach Hause gefahren wäre.

Carsten Nortmeyer prüfte am längsten nach und sagte zuletzt etwas, das nicht zur Frage gehörte.

„Ich wäre an dem Abend überhaupt da gewesen.“

„Das ist das Bild, das Sie heute davon haben. Alle drei haben einen Anteil an der Kette, die hierhergeführt hat, und Leidtragende sind Sie auch alle drei.“ Ich ließ es einen Moment stehen. „Für die Beziehung selbst tragen die beiden die Verantwortung, die sie geführt haben. Das eine erklärt das andere. Es nimmt niemandem seine Entscheidung ab.“

Den Rest des Nachmittags sagte jeder, was seiner ist, und nahm die Wut der anderen dafür. Wendt fing an, Carsten Nortmeyer war der Letzte. Was zwischen den Eheleuten offen war, hatten die beiden im September geklärt. Offen war der Rest, und der hing an dem Platz und an dem Mann, der darauf gesessen hatte. Keiner hob die Stimme, und keiner entschuldigte sich.

Anke Nortmeyer sagte danach lange nichts. Was bei ihr weggegangen war, konnte sie erst zwei Wochen später benennen. An diesem Nachmittag sagte sie nur, dass es still ist.

Wendt ging als Erster. Er gab allen dreien die Hand, auch mir, und er sagte an der Tür nichts mehr.

Die beiden blieben noch. Carsten Nortmeyer sah auf die Tür, die zu war.

„Der hat jetzt gar nichts“, sagte er.

Er sagte es nicht freundlich und nicht hämisch. Er stellte es fest, und es gefiel ihm nicht.

Dann sah er aus dem Fenster, auf das Gerüst am Nachbarhaus, das inzwischen wieder stand.

„Jetzt verstehe ich, warum es so stark war“, sagte er zu ihr.

Sie sah ihn an.

„Entschieden hast du trotzdem.“

Kapitel 30: Der Platz neben ihm

Im November sprach er als Erstes über den Kilometerstand, und zwar von sich aus.

„Ich habe ihn aufgeschrieben“, sagte er. „Vier Wochen lang. Immer abends, wenn sie geparkt hatte.“

„Und dann?“

„Dann habe ich nachgerechnet. Hof und zurück sind zweiundzwanzig. Wenn es achtundzwanzig waren, habe ich überlegt, wo die sechs herkommen.“

Anke Nortmeyer sah weder ihn noch mich an.

„Ich habe es gemerkt“, sagte sie. „In der zweiten Woche. Der Zettel lag in der Werkstattschublade.“

„Und gesagt haben Sie nichts.“

„Nein.“

Was im Oktober aufgelöst wurde, war das Alte. Was im November auf dem Tisch lag, war neu.

„Herr Nortmeyer, wo wollen Sie hin?“

„Dass ich damit aufhöre.“ Er legte die Hände flach hin. „Ich weiß, dass es Quatsch ist. Ich mache es trotzdem.“

„Es ist kein Quatsch. Sehen wir uns an, was da ist.“

Nach keinen zehn Minuten waren wir dort, wo wir vor zwei Jahren schon einmal waren. Die Angst, dass jemand abends weggeht und morgens nicht wiederkommt, ist bei ihm nicht im letzten Sommer entstanden. Sie entstand mit elf, und sie schlief seitdem. Was passiert ist, hat sie geweckt.

Wir brachten sie dorthin, wo sie hingehört, und das ging schnell, weil die Arbeit von damals hielt.

„Und jetzt?“

Er sah eine Weile hin.

„Die alte ist weg“, sagte er. „Ich kann hingucken, und es macht nichts mehr. Aber ich traue dem Frieden nicht.“

„Das ist etwas anderes, und es ist neu. Dafür brauchen Sie nicht Ihre Großeltern. Dafür brauchen Sie Zeit und Erfahrungen, die dagegensprechen.“

Dann war das andere dran, und das war seins.

„Sie haben vier Wochen lang mitgeschrieben, wo Ihre Frau war, und Sie haben sie nicht gefragt. Das ist dasselbe, was Ihre Frau achtzehn Jahre lang erlebt hat, nur andersherum.“

Er atmete einmal durch die Nase aus.

„Das stimmt.“

Er machte es dann, ohne dass ich ihm sagen musste, wie. Dass er sie kontrolliert hatte, ohne zu fragen. Dass es nicht seine Absicht war, sie zu behandeln wie jemanden, dem man hinterherfährt. Dass sie zu Recht wütend ist, und dass er die Wut nimmt, so weit er dafür verantwortlich ist. Er sagte dabei nicht, dass sie ja wohl auch verstehen könne, warum.

Er nahm dabei den Zettel aus der Jackentasche und legte ihn zwischen sie beide, mit den Zahlen nach oben. Sie sah ihn nicht an. Sie drehte ihn um, sodass die Zahlen unten lagen.

Sie gab ihm die Wut, und es war weniger, als ich erwartet hatte.

„Ich verstehe ja, wo das herkommt.“

„Das ändert nichts daran, dass es Sie verletzt hat. Beides gilt.“

Danach arbeiteten wir den Rest des Nachmittags an etwas, das nach Verwaltung klingt und es auch ist.

Sicherheit, fragte er, wie man die denn herstelle. Nicht durch Versprechen, sagte ich. Ein Versprechen hält bis zum ersten Abend, an dem sie länger braucht. Sicherheit entsteht dadurch, dass über Monate nichts passiert, was der andere erst herausfinden muss. Das ist langweilig und es dauert, und etwas anderes gibt es nicht.

Transparenz, das war der zweite Punkt, und der betraf den Betrieb. Wer weiß was. Sandra Kolbe weiß mehr als alle anderen, weil sie fast drei Jahre

lang zwischen den beiden stand. Rethmann weiß, dass etwas war. Die anderen wissen nichts und spüren alles.

Seit dem Oktober war dazugekommen, was immer dazukommt, sobald jemand ahnt, dass es eine Schuldfrage gibt. Die Lager im Betrieb hatten sich verhärtet und eine Richtung bekommen. Rethmann war in vier Wochen zweimal bei Nortmeyer im Schuppen gewesen, ohne dienstlichen Anlass. Ostermann hatte Anke Nortmeyer gefragt, ob sie Urlaub brauche. Dahlke hatte in diesen vier Wochen zweimal gefragt, wer die Preisrunde im Frühjahr macht, und beide Male keine Antwort bekommen.

Dazu kam etwas, das nicht aus der Stimmung kam, sondern aus einer Mappe. Die Hausbank hatte die Linie auf den Prüfstand gestellt, weil die Forderung gegen Cordes einen Bilanzstichtag überlebt hatte und dafür wertberichtigt werden musste, und weil das verlorene Los im Frühjahr Umsatz gekostet hatte. Im Januar wollte sie eine Entscheidung, und zwar eine, die eine Spedition mit zweihundertvierundsiebzig Leuten auf Jahre festlegt: Fuhrpark verkleinern und Touren abgeben, oder zwei Fahrzeuge neu finanzieren und eine Kundengruppe dazugewinnen, von der sie bisher nur geredet hatten.

„Wer entscheidet das?“, fragte ich.

Keiner von beiden antwortete. Es war dieselbe Stille wie im ersten Jahr, nur dass sie diesmal beide hörten.

„Unterschreiben wird am Ende der, der als Geschäftsführer im Handelsregister steht. Und der weiß die Zahlen nicht so gut wie die, die danebensitzt.“

„Und was machen wir damit?“, fragte sie.

„Nichts, was erklärt. Sie stellen die Lücke zu, dann fällt das von selbst zusammen. Solange oben offen ist, wer wofür steht, suchen sich Ihre Leute einen Platz, und den finden sie immer neben einem von Ihnen beiden.“ Wir schrieben auf, was die Führungsrunde erfährt, und es war ein einziger Satz, und der lautete, dass die beiden privat etwas geklärt haben und dass es die Firma nicht berührt.

„Und wenn jemand fragt?“

„Dann gilt derselbe Satz.“

Der dritte Punkt waren die Grenzen, und da wurde es unangenehm, weil Grenzen ausgesprochen werden müssen und nicht gedacht. Was ist in Ordnung und was nicht. Abends, unterwegs, am Telefon. Auf dem Hof, vor Leuten, in der Runde. Es dauerte eine Stunde, und am Ende standen sieben Sätze auf einem Blatt, von denen fünf banal waren und zwei nicht.

Die fünf banalen handelten von Bescheid sagen, von Telefonen, die auf dem Tisch liegen dürfen, und davon, wer wen abholt.

Die anderen zwei lauteten:

Wenn er sich bei mir meldet, erfährst du es noch am selben Tag.

Wenn du etwas über mich wissen willst, fragst du mich und nicht Sandra Kolbe.

„Das ist wenig“, sagte sie.

„Es ist ausgesprochen. Das ist der Unterschied.“

„Und wenn wir das alles machen“, sagte sie. „Sind wir dann wieder ein Paar?“

„Sie sind dann ein Elternpaar, und das ist nicht wenig. Wenn zwischen Ihnen nichts Altes mehr liegt, können Sie Ihren beiden Kindern gemeinsam Eltern sein, so lange wie die das brauchen. Auch getrennt, und ohne dass die zwei etwas davon mittragen.“

„Und mehr?“

„Das weiß heute niemand. Ich auch nicht.“ Ich sagte es ohne Trost, weil es keinen gab. „Das zeigt sich erst, wenn die Verletzungen weg sind. Vorher ist so viel dazwischen, dass keiner von Ihnen sehen kann, was darunter noch da ist.“

Beim Aufstehen faltete er das Blatt und steckte es ein, und sie sah es und sagte nichts dazu.

Dann sagte sie: „Malte hat gestern angerufen.“

„Und?“

„Marie hat es ihm erzählt.“ Sie sah ihren Mann an und dann mich. „Er kommt Weihnachten. Er sagt, er will vorher mit uns beiden reden.“

Kapitel 31: Was sie getragen haben

Die beiden wollten es allein machen, zu Hause, am Küchentisch. Ich riet ab.

An diesem Tisch hätten vier Leute gesessen, von denen zwei seit Jahren lernten, dass man dort bestimmte Sachen nicht sagt. Ein falscher Satz hätte gereicht.

Im November kamen sie zu viert.

Malte war mit dem Zug gekommen, neunzehn, groß, mit den Händen seines Vaters. Marie fuhr mit ihren Eltern und nahm sich den Stuhl, der am weitesten von allen anderen stand. Ich verrückte ihn nicht.

„Ich sage Ihnen kurz, wie das hier läuft, und das gilt für alle vier gleich. Jeder sagt, was seins ist. Die anderen hören zu, bis er fertig ist. Es wird nichts ausgeglichen und nichts verrechnet."

Dann fragte ich jeden, wo er hinwill. Auch die beiden Jüngeren.

„Dass einer mal sagt, was hier eigentlich war", sagte Malte.

Marie überlegte so lange, dass ihre Mutter Luft holte. Ich sah die Mutter an, und sie ließ es.

„Dass ich nichts sagen muss."

„Das gilt. Sie können den ganzen Nachmittag hier sitzen und nichts sagen. Wenn Sie etwas wollen, sagen Sie es, und wenn nicht, dann nicht."

Sie nickte und sah den Rest der ersten Stunde auf ihre Hände.

Malte fing von selbst an, und niemand musste ihn dazu auffordern. Dass er seit Jahren wusste, dass etwas nicht stimmt. Nicht was, sondern dass. Dass er mit vierzehn anfing, sich vor seine Mutter zu stellen, weil das sonst keiner machte, und dass er dann nicht mehr aufhören konnte. Dass er in der Elften abends nicht mehr nach Hause wollte. Dass er dreihundert Kilometer weit weggezogen ist und in den ersten Monaten jeden Tag überlegte, ob zu Hause alles auseinanderfällt, wenn er nicht da ist.

Zu seinem Vater sagte er den Satz, auf den er die ganze Zugfahrt hingearbeitet hatte.

„Du warst da, und du warst nie da, und ich habe nie gewusst, ob das an mir liegt.“

Carsten Nortmeyer sagte zuerst gar nichts. Ich ließ ihn machen.

„Es lag nicht an dir.“ Er sagte es zu seinem Sohn. „Ich habe mit elf zugemacht, das war lange vor dir. Du hast das ausgebadet, und es ging dich nichts an.“

Den Rest sagte er ohne zu stocken, und er nahm die Wut dafür.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis sie kam. Dann kam sie in einem Stück, und es war die erste Stunde in drei Jahren, in der ich nichts zu tun hatte.

Am Ende stand Malte auf und ging um den Tisch, und sein Vater stand auf, bevor er da war. Die beiden hielten sich fest, und keiner von beiden machte es kurz. Marie sah zu und rührte sich nicht.

Danach war seine Mutter dran, und ihr Teil hatte zwei Hälften.

„Ich habe dich zu meinem Verbündeten gemacht, ohne es je zu sagen. Und ich habe dich angefahren für Sachen, die das nicht wert waren.“ Sie sah ihn dabei an. „Es lag nicht an dir, und es war nie gegen dich gemeint. Sei sauer auf mich. Das ist richtig so, und ich halte das aus.“

„Das weiß ich“, sagte Malte. „Ich habe mit zwölf gemerkt, dass es nie um die Spülmaschine ging.“

Marie sagte bis nach der Pause nichts.

Danach stellte sie eine Frage, und sie richtete sie an ihre Mutter.

„Muss ich dir jetzt abends nicht mehr zuhören?“

Anke Nortmeyer sah mich an. Ich machte nichts.

„Du darfst“, sagte sie. „Du musst nicht. Und was zwischen deinem Vater und mir gehört, bespreche ich ab jetzt mit ihm.“

Marie nickte, einmal.

Dann sagte ihre Mutter den Rest.

„Ich habe dir seit deinem zehnten Lebensjahr abends erzählt, was mich beschäftigt hat, und du hast jedes Mal nachgefragt. Das war nicht dein Platz, und dahin gestellt habe ich dich.“ Sie wartete, bis ihre Tochter sie ansah. Dann kam der Januar dazu, der Abend, an dem sie ihre Tochter für etwas angeschrien hatte, das die nicht gemacht hatte. Auch dafür nahm sie die Wut.

Ihr Vater hatte bis dahin nichts gesagt.

„Ich war nicht da“, fing er an und blieb dann stehen. „So sage ich das immer. Das ist zu einfach.“

Er sah auf den Tisch, und ich ließ ihn. Niemand im Raum machte ein Geräusch.

„Ihr habt abends in der Küche gesessen, du und deine Mutter, und ich habe das gehört. Ich bin ins Wohnzimmer gegangen oder in den Schuppen. Das waren sieben Jahre.“ Er hob den Kopf und sah seine Tochter an. „Du hast deine Mutter jeden Abend gefragt, wie ihr Tag war. Dich hat keiner gefragt.“

Ihre Hände lagen plötzlich still.

„Ich habe dich nicht ein einziges Mal gefragt.“

Er zählte weiter auf, so wie er auf dem Hof Sachen abarbeitet, eins nach dem anderen.

„Du hast mich zweimal gefragt, ob du mal mit auf eine Tour kannst. Beide Male habe ich gesagt, das ist nichts für dich. Ich bin mit vier mitgefahren, und ich habe es dir nicht erlaubt. Was bei dir in der Schule läuft, weiß ich von deiner Mutter. Zu deinen Elternabenden ist deine Mutter gegangen, zu allen. Und was zwischen deiner Mutter und mir war, hast du jeden Abend mitbekommen.“

Er sah sie weiter an.

„Ich sehe, was das mit dir gemacht hat, und es war nicht meine Absicht. Du bist zu Recht sauer auf mich, und ich nehme die Wut, wofür ich verantwortlich bin.“

Marie sagte nichts dazu. Es dauerte, und niemand half ihr dabei. Dann schob sie ihren Stuhl, der am weitesten von allen anderen stand, ein Stück näher heran und sah zum ersten Mal an diesem Nachmittag auf.

„Und jetzt noch einmal zu zweit“, sagte ich zu den Eltern. „Was Ihre Kinder getragen haben, haben sie nicht von jedem von Ihnen einzeln getragen. Sie haben es von dem getragen, was zwischen Ihnen offen war.“

Die beiden sahen sich an. Dann sagten sie es zusammen und nicht nacheinander, und sie nahmen es zusammen.

Malte gab es schnell her. Bei Marie dauerte es.

Was danach kam, hatte ich erwartet und trotzdem nicht so schnell. Es wurde nicht ruhig, es wurde traurig, und zwar bei allen vieren gleichzeitig.

„Schade, dass das so war“, sagte Anke Nortmeyer.

„Ja“, sagte Malte.

Keiner tröstete den anderen. Vier Leute, die zusammen traurig sind, sind etwas anderes als vier Leute, die nacheinander traurig sind.

„Hat das jemandem von Ihnen auch Angst gemacht?“

Marie antwortete als Erste und ohne nachzudenken.

„Dass ihr euch trennt.“

„Seit wann?“

„Immer.“

Bei Malte war es das, was er vorhin schon gesagt hatte, und er sagte es diesmal kürzer. Dass zu Hause alles auseinanderfällt, wenn er nicht da ist.

„Und bei Ihnen beiden?“

Das dauerte länger. Carsten Nortmeyer sagte, er habe seit dem Sommer, in dem sein Sohn ausgezogen ist, Angst, dass der nicht wiederkommt. Seine Frau sagte, ihre sei jünger, und sie sah dabei ihre Tochter an.

„Und darf man darüber auch wütend sein? Darüber, dass man als Kind jahrelang damit einschläft?“

„Ja“, sagte Malte, bevor ich bei ihm war.

Ich sah seine Eltern an. Sie wussten inzwischen, was an dieser Stelle dran ist.

Du darfst über die Angst wütend sein. Ich nehme sie.

Erst sein Vater, dann seine Mutter, danach beide zusammen, und bei Marie dasselbe noch einmal. Angst will nämlich nicht weggeredet werden. Sie will gesehen werden, und was an Wut darüber entstanden ist, will dorthin, wo es hingehört. Danach saßen vier Leute da, die ihre Angst voreinander gezeigt hatten, und keiner von ihnen war damit allein.

Zum Schluss holten wir die anderen dazu.

„Die, bei denen das angefangen hat, stehen ja noch da. Für Sie beide sind das Ihre Eltern und Großeltern.“ Ich sah die beiden Jüngeren an. „Für Sie zwei sind es Ihre Großeltern und Urgroßeltern.“

Malte brauchte einen Moment. Die Frau, die gestorben war, als sein Vater elf war, ist seine Großmutter.

„Die habe ich nie gesehen.“

„Nein. Sie gehört trotzdem zu Ihnen.“

Sie nahmen ihren Teil, der Reihe nach, von den vieren am Tisch, und die Eltern zuletzt noch einmal das, was davon ihres war.

Marie fragte, wie die Großmutter hieß. Ihr Vater sagte es ihr.

Zehn Minuten später flüsterte sie ihrem Bruder etwas zu, und der prustete los und entschuldigte sich dafür. Es ging um den Stuhl, auf dem ihr Vater saß, und um das Geräusch, das der macht. Alle vier lachten, und Anke Nortmeyer nahm dabei die Hand vor den Mund.

Den Rest der Zeit sortierten wir die Plätze, und das war der eigentliche Teil. Nicht, was gesagt wurde, sondern wer wo steht. Die beiden Eltern vorn, nebeneinander. Die beiden Kinder dahinter, und was zwischen zwei Erwachsenen gehört, bleibt zwischen zwei Erwachsenen.

„Und wenn sie trotzdem fragt?“, fragte Anke Nortmeyer, als die Kinder schon auf dem Flur waren.

„Dann antworten Sie ihr als Mutter. Die Freundin lassen Sie weg. Den Unterschied merken Sie an sich selbst. Wenn es Ihnen hinterher leichter geht, war es das Falsche.“

Auf dem Flur fragte Malte noch etwas, beiläufig, und er hatte den ganzen Tag nicht danach gefragt.

„Läuft der Wagen im Schuppen eigentlich noch?“

„Keine Ahnung“, sagte sein Vater. „Ich habe ihn seit dem Frühjahr nicht angefasst.“

„Ich guck ihn mir Weihnachten mal an.“

Kapitel 32: Einundzwanzig Jahre

Im Dezember fuhr ich zum letzten Mal raus.

Auf dem Hof lag Schnee, der nicht liegen bleiben wollte, und an der Rampe standen drei Wagen, von denen zwei neu waren. Das Wellblechtor am Schuppen war frisch gestrichen.

Wir fingen oben an, zu zweit, bevor die anderen dazukamen.

„Wohin soll es gehen?“

„Dass wir das zu Ende bringen“, sagte er.

„Dass es hält, wenn Sie nicht mehr kommen“, sagte sie.

„Und zusammen?“

Die beiden sahen sich an, und diesmal musste keiner anfangen.

„Dass wir gemeinsam entscheiden“, sagte er.

„Und ein Elternpaar bleiben“, sagte sie. „Egal wie es mit der Firma weitergeht.“

„Dann stelle ich Ihnen noch eine Frage, und die ist die letzte von dieser Sorte.“ Ich ließ mir Zeit, weil sie Zeit braucht. „Gehen Sie noch einmal an den Tag zurück, an dem Sie sich kennengelernt haben. Diesmal stehen Sie beide so da, wie Sie es heute können. Mit Kraft, und hinter jedem von Ihnen Eltern und Großeltern, die sich mögen und nebeneinanderstehen.“ Ich wartete, bis beide es hatten. „Kämen Sie zusammen?“

Beide sahen es sich an, jeder für sich, und keiner von beiden sah dabei zum anderen.

„Ja“, sagte er.

„Ja“, sagte sie. Und nach einer Weile: „Aus anderen Gründen.“

Erst danach sahen die beiden sich an, lange, und keiner von beiden machte einen Witz darüber.

„Das ist die Antwort, auf die es ankommt. Hätte einer von Ihnen nein gesagt, wäre alles Folgende trotzdem richtig gewesen, nur anders. Sie haben ja gesagt.“

Bei dem Paar aus dem Nachbarkreis fiel die Antwort anders aus. Die beiden hatten im Frühjahr geklärt, was zu klären war, und im Juni sagten beide nein, nacheinander und am selben Nachmittag. Es gab dabei keinen Streit, es war traurig, und es war das erste Mal seit Jahren, dass die zwei dasselbe wollten. Sie führen den Betrieb weiter zu zweit, die Zuständigkeiten stehen auf einem Blatt, und ihr Sohn ist von dem Platz zwischen seinen Eltern heruntergegangen, obwohl die beiden nicht mehr zusammen sind.

Ich schreibe das hierhin, weil sonst der Eindruck entsteht, diese Arbeit führe Paare zusammen. Sie führt dazu, dass beide wissen, was sie wollen, und dass es danach keiner mehr für den anderen entscheidet.

Dann kam der Teil, den ich bei jedem Paar mache, sobald etwas wirklich weg ist.

„Erzählen Sie es sich gegenseitig. Nicht mir. Wie wäre dieser Abend gewesen, wenn es damals schon so gewesen wäre wie heute?“

Sie sahen sich an, und jeder wartete darauf, dass der andere anfängt.

„Ich hätte dich gefragt, was du eigentlich machst“, sagte er schließlich. „Und ich hätte zugehört, statt drei Minuten später von der Firma anzufangen.“

„Und ich hätte gesagt, dass ich Kredite prüfe und dass ich gut darin bin.“ Sie lachte kurz. „Ich habe damals gesagt, ich bin bei der Sparkasse. Punkt.“

„Weiter. Der Sonntag in der Küche. Wie wäre der gewesen?“

Das dauerte länger.

„Ich hätte dir den Umschlag hingelegt und gesagt, wovor ich Angst habe“, sagte er. „Dass ich das hier nicht verlieren darf, weil ich sonst nichts bin. Und dann hättest du gefragt, ob es auch anders geht.“

„Ich hätte gefragt“, sagte sie. „Ob ich zwei Wochen haben kann, und was es für mich heißt, wenn ich bei der Sparkasse aufhöre und mit meinem Namen für diesen Betrieb unterschreibe.“ Sie sah ihren Mann an. „Und deine Mutter

hätte mit am Tisch gesessen. Und meine Großmutter dahinter, und die hätte gesagt, frag ruhig.“

„Und der Urlaub vor vier Jahren.“

Da lachten beide gleichzeitig.

„Dann wären wir nicht nach Sylt gefahren“, sagte sie. „Wir sind nach Sylt gefahren, weil man sich dort aus dem Weg gehen kann, ohne dass es auffällt.“

Was einer dabei hört, hat er vorher nie gehört, obwohl er dabei war.

„Und jetzt das Wichtigste, weil es das ist, was Sie ohne mich machen.“ Ich sah beide an. „Sie erzählen sich ab jetzt, wie es im Neuen ist. Nicht über damals. Über diese Woche. Und wenn einer dabei merkt, dass etwas nicht stimmt, sagt er es an dem Abend und nicht in vier Jahren.“

„Und wie fängt man damit an?“, fragte er.

„Einer von Ihnen fragt den anderen, wie sein Tag war. Und wartet die Antwort ab.“

Er sah mich an, als hätte ich einen Witz gemacht. Dann merkte er, dass ich keinen gemacht hatte.

Vorher war noch etwas abzuräumen, und es dauerte zehn Minuten.

„Frau Nortmeyer, was haben Sie sich an dem Sonntag vorgenommen? Auf der Rückfahrt, im Auto, als das Radio lief.“

Sie überlegte nicht.

„Dass ich nie wieder um etwas bitte, das mir nicht sowieso zusteht.“

„Halten Sie sich daran?“

„Einundzwanzig Jahre.“

„Ein Versprechen bindet, bis es jemand zurücknimmt. Nehmen Sie es zurück, laut, und sagen Sie dazu, dass es damals seinen Sinn hatte.“

Sie machte es, und sie machte es zweimal, weil sie beim ersten Mal lächelte.

Vorher war noch eine Sache offen, und die ging nicht weg.

„Seit dem Dienstag im Juni war Ihr Vater ungefähr hundertfünfzig Mal auf diesem Hof“, sagte ich zu ihm. „Gesprochen haben Sie beide in dieser Zeit über Fahrzeuge.“

„Ich weiß.“

„Ich frage Sie das zum letzten Mal, weil ich danach nicht mehr komme. Wollen Sie es noch einmal versuchen?“

Er sah aus dem Fenster auf den Hof, auf dem Schnee lag, der nicht liegen bleiben wollte.

„Ich habe ihn im Juni gefragt, im Oktober und im Februar“, sagte er. „Ein viertes Mal frage ich ihn nicht.“

„Das ist Ihre Entscheidung, und ich halte sie für nachvollziehbar.“ Ich ließ ihm Zeit, weil der zweite Teil schwerer ist. „Und ich sage Ihnen trotzdem, was das heißt. Mit Ihrer Frau ist das geklärt. Mit Ihren Kindern ist das geklärt. Mit Ihrem Vater ist es nicht geklärt, und innerlich steht er inzwischen gut da. Das eine ersetzt das andere nicht.“

Anke Nortmeyer sah zu ihrem Mann und wartete.

„Und wenn er stirbt?“, fragte er.

„Dann steht er innerlich immer noch gut da, und Sie haben trotzdem etwas versäumt. Beides wird dann gleichzeitig wahr sein, und das zweite geht nicht mehr weg.“

Er nickte, einmal.

„Dann ist das eben so.“

Mehr war an diesem Tag dazu nicht zu machen. Beim nächsten alten Mann frage ich gleich beim ersten Mal, was er braucht, um ja zu sagen. Gesagt habe ich es, und gehört worden ist es auch.

Kapitel 33: Was auf das Papier gehört

Die Entscheidung für die Bank hatten sie im November getroffen, zu zweit, an ihrem Küchentisch, und sie hatten drei Abende dafür gebraucht. Sie wird den Betrieb die nächsten Jahre prägen, und ob sie richtig war, weiß im Dezember niemand. Was ich weiß, ist, dass sie vor zwei Jahren nicht getroffen worden wäre. Sie wäre vertagt worden, einer hätte danach etwas allein entschieden, und der andere hätte es aus einer Rechnung erfahren.

Der Rest war Papier. Entschieden war an diesem Nachmittag nur, dass sie beide es wollen. Was daraus wird, war nicht meine Sache, und ich sagte ihnen, wer dafür an den Tisch gehört.

Im Januar wurde sie zur Geschäftsführerin bestellt und zur Eintragung angemeldet. Dass sie Anteile bekommt, war an diesem Nachmittag in zwei Minuten entschieden und wurde danach ein halbes Jahr gerechnet. Die Steuerberaterin hatte dafür eine Liste: die Fristen, an denen die Übertragung hängt, die Frage, was die Banken dazu sagen, und die Lohnsumme, die der Betrieb danach jahrelang halten muss, damit die Übertragung steuerfrei bleibt. Die Lohnsumme passt nicht zu einem Fuhrpark, den man verkleinert. Der Papierkram war deshalb keine Papierfrage, sondern dieselbe Entscheidung noch einmal, nur mit einer Frist dahinter. Im Sommer wurde es beurkundet, sechsundvierzig für sie. Was für die Kinder gedacht ist, liegt noch bei ihm, und auch dafür gibt es einen Grund, den die Steuerberaterin aufgeschrieben hat.

Dieselbe Steuerberaterin hatte ihr vorher aufgeschrieben, was sie neben dem Titel mitbekommt. Dass sie für Lohnsteuer und Sozialabgaben von Januar an persönlich haftet, mit ihrem Privatvermögen, und dass sie die Löhne macht. Dass ihre Bürgschaft, die sie als Ehefrau vielleicht hätte angreifen können, mit sechsundvierzig Prozent und der Geschäftsführung unangreifbar wird. Und dass sie weiter angestellt und sozialversichert bleibt, was für eine Frau, die auf den Versorgungsausgleich verzichtet hat, die bessere von zwei

Möglichkeiten ist. Anke Nortmeyer ließ sich das zweimal erklären und sagte dann ja.

Für die achtzehn Jahre selbst gab es nur ein Papier, und auch das kam von der Steuerberaterin: eine Versorgung über die Firma, auf ihren Namen, vom Betrieb getragen. Zurückholen kann das die Jahre nicht. Es ist das Einzige in dem Stapel, das sie nicht nur anerkennt, sondern bezahlt.

Auf fünfzig zu fünfzig wollte sie ausdrücklich nicht hinaus.

„Sein Großvater hat das aufgebaut, und sein Vater hat es gehalten. Ich bin später dazugekommen." Sie sah ihn an. „Augenhöhe heißt nicht, dass wir dieselbe Zahl haben. Es heißt, dass mich jemand fragt."

Den Ehevertrag hatte im Herbst eine Fachanwältin für Familienrecht geprüft. Die Gütertrennung selbst sei wirksam, sagte sie, daran gebe es nichts zu deuten. Was sie für angreifbar hielt, war der Verzicht auf Unterhalt und auf den Versorgungsausgleich bei einer Frau, die ihre Stelle aufgegeben hat, seit einundzwanzig Jahren in diesem Betrieb arbeitet und für seine Kredite mit ihrem Namen bürgt. Durchgesprochen hatte das an jenem Sonntag niemand mit ihr.

Angreifbar heiße nicht nichtig, sagte die Fachanwältin. Es heiße, dass ein Gericht einzelne Stücke anpassen kann, weil das Leben anders gelaufen ist als das, was damals auf dem Papier stand. Dann fragte sie, wer ihr den Entwurf damals erklärt habe. Der Steuerberater, sagte Anke Nortmeyer. Die Fachanwältin schrieb es auf und sagte, für diese Frage sei ein Steuerberater nicht der Fachmann. Eines gab sie ihr noch mit: Dass sie damals bei der Sparkasse gearbeitet und verstanden hatte, was dort stand, sei das Beste, was die andere Seite in der Hand habe.

„Einundzwanzig Jahre", sagte Anke Nortmeyer. „Für einen Vertrag, der vielleicht nicht einmal gehalten hätte."

„Gewirkt hat er trotzdem", sagte ich. „Von der ersten Stunde an, ganz unabhängig davon, wie ein Gericht ihn am Ende bewertet hätte."

Sie ließ es ankommen, und dann nickte sie.

Aufheben wollten sie ihn nicht, und auch das stand auf einem Blatt der Fachanwältin. Ohne Vertrag gilt das Gesetz, und das Gesetz teilt dann nur noch, was von heute an dazukommt. Die einundzwanzig Jahre wären auch so weg. Ob sie irgendwann einen neuen schließen, ließen die beiden offen. Wenn, dann einen, der ihre Firma vor beiden schützt und nicht den einen vor dem anderen.

Und auf der Internetseite sollte aus dem vierten Kasten einer wie die anderen drei werden. Geschäftsführung, Anke Nortmeyer, mit Foto. Das Bild hatte sie schon ausgesucht und keinem von uns gezeigt.

Danach kam Sandra Kolbe dazu.

Sie hatte sich etwas aufgeschrieben und brauchte es dann nicht.

„Ich mache das seit fast drei Jahren“, sagte sie. „Und ich will es nicht mehr machen.“

„Was genau?“

„Zwischen den beiden stehen.“ Sie legte die Hände auf den Tisch. „Ich habe mir das nie überlegt. Ich habe es einfach gemacht, weil es sonst keiner gemacht hat.“

„Das war nicht Ihre Aufgabe.“

„Nein.“ Sie sah auf ihre Hände. „Ich habe es trotzdem gemacht.“

Dann sah sie mich an.

„Einmal hätte ich es fast gesagt. Auf dem Parkplatz.“

„Ich weiß.“

Die beiden sagten ihr, was ihrer ist. Dass sie sie benutzt haben, jeder für sich, jede Woche und jeden Montag, ohne es je so zu nennen. Dass es nicht ihre Absicht war, dass sie zu Recht ärgerlich ist und dass jeder von ihnen die Wut nimmt, so weit er dafür verantwortlich ist. Erst danach gab sie sie her, und es war mehr, als alle drei erwartet hatten. Zwischendurch hielt sie sich an der Tischkante fest, und als es vorbei war, lachte sie einmal kurz und sagte, sie habe sich das anders vorgestellt.

Danach sagte Anke Nortmeyer noch etwas, das nicht dazugehörte und das sie trotzdem sagte.

„Ohne Sie hätten wir das hier nicht mehr erlebt. Den Laden, meine ich. Das weiß ich seit dem Sommer, und gesagt habe ich es nie.“

Sandra Kolbe sah auf den Tisch und sagte nichts dazu, und sie wurde dabei rot bis an den Hals.

Dann bekam sie etwas, das sie behalten darf. Leitung Disposition, mit einer klaren internen Kompetenzregelung und der dazu passenden Handlungsvollmacht, schriftlich.

„Und die Sache mit den Montagen?“, fragte sie.

„Die hört auf“, sagte Carsten Nortmeyer. „Ich frage ab jetzt sie.“

Beim Aufstehen nahm sie ihre Notizen, die sie nicht gebraucht hatte, faltete sie zweimal und steckte sie ein. Anke Nortmeyer hielt ihr die Tür auf, und die beiden Frauen gingen zusammen hinaus und kamen zehn Minuten später wieder. Was auf dem Flur gesagt wurde, weiß ich nicht.

Die Ausschreibung war im Frühjahr neu gelaufen. Zwei von drei Losen hatten sie bekommen, das dritte nicht, weil sie den Preis nicht mitgingen, der die Maut nach der neuen Rechnung nicht hergab. Vierzehn Prozent vom Umsatz und zwanzig Fahrzeuge, für die sie neue Fahrten brauchten. Entschieden hatten die beiden es an einem Abend zu zweit, und Dahlke hatte es erfahren, bevor der Kunde es erfuhr.

Damit hängt das Haus nicht mehr zu zweiundvierzig Prozent an einem Kunden, sondern zu knapp einem Drittel. Das ist die teuerste Entscheidung in diesen drei Jahren und die einzige, die beide zusammen getroffen haben, bevor sie jemand dazu gezwungen hat.

Um zwei saß die Führungsrunde am Tisch, und ich machte nichts als zuhören. Es war das dritte Mal, dass ich an diesem Tisch saß, und es war ein anderer Tisch.

Dahlke stellte die Preisrunde für das Frühjahr vor und sah dabei niemanden an, sondern in die Runde. Kolbe widersprach, mit Zahlen. Rethmann stellte

sich auf ihre Seite und Piontek auf die andere, und die beiden stritten sich vier Minuten lang, bis Ostermann eine Zahl sagte, nach der beide still waren.

Carsten Nortmeyer fragte, was seine Frau meint. Sie antwortete und nannte dabei eine Bedingung. Er sagte, dann machen wir das so. Es dauerte zwanzig Minuten.

Danach sagte Kolbe etwas, das sie vor zwei Jahren nicht gesagt hätte.

„Und wer macht das jetzt?“

„Sie“, sagte er. „Wer sonst.“

Am Ende lachte jemand über etwas, das ich nicht verstand, weil es aus dem Betrieb kam. Alle sieben lachten mit. Das war der Moment, an dem ich wusste, dass ich hier nicht mehr gebraucht werde.

In der Pause fragte mich Anke Nortmeyer, wann wir uns wiedersehen.

„Gar nicht“, sagte ich. „Wenn etwas ist, rufen Sie an. Nicht vorher.“

„Das sagt keiner, der davon lebt.“

„Doch. Alle, die es richtig machen.“ Ich nahm meinen Kaffee vom Fensterbrett. „Ein Klient ist für mich dann ein guter Klient, wenn er mich weiterempfiehlt. Nicht, wenn er wiederkommt. Wiederkommen soll er bei Bedarf, und Bedarf heißt etwas Neues.“

„Und wenn dasselbe noch einmal kommt?“

„Dann habe ich schlecht gearbeitet.“

Kapitel 34: Der Schreibtisch

Den Schreibtisch stellten wir am selben Nachmittag um.

In dem Zimmer neben der Buchhaltung stand seit über vierzig Jahren ein Schreibtisch quer zum Fenster, an dem niemand saß. Ich hatte ihn beim ersten Besuch gesehen und nicht gefragt, wem er gehört. An diesem Nachmittag fragte ich.

„Meiner Mutter“, sagte Carsten Nortmeyer. „Den hat keiner angefasst.“

Bevor sie ihn anfassten, rief er seinen Vater an, im Zimmer, bei offener Tür. Es dauerte keine zwei Minuten. Sein Vater sagte, der Junge solle ihn nehmen, und danach sprachen die beiden über den Winterdienst.

Sie räumten ihn gemeinsam leer. Es war fast nichts drin. Ein Locher, zwei Bleistifte, ein Telefonbuch von damals und hinten in der rechten Schublade eine Packung Kaugummi, die vor über vierzig Jahren einem Elfjährigen gehörte. Er hielt sie hoch, und seine Frau fing an zu lachen, und dann lachte er auch, und die beiden standen eine Weile in diesem Zimmer und lachten, bis ihm die Tränen kamen. Sie nahm ihm die Packung aus der Hand und steckte sie ein. Dabei legte sie die andere Hand auf seinen Arm und ließ sie da.

Malte nahm den Schreibtisch zu Weihnachten mit, in einem Transporter, den er sich geliehen hatte.

Ihr eigener wanderte hinüber ins Geschäftsführerbüro, an die andere Fensterseite, sodass die beiden sich ansehen, wenn sie aufstehen. Darauf war sie selbst gekommen.

Zum Schluss gingen wir über den Hof, weil er mir noch etwas zeigen wollte, und seine Frau kam mit.

Er schob das Tor auf. Drinnen stand der Wagen, die Motorhaube zu, der Boden gekehrt.

Anke Nortmeyer ging zwei Schritte hinein und blieb dann stehen.

„Ich war hier noch nie drin.“

„Ich weiß“, sagte er. „Ich hätte dich auch nie gefragt.“

Sie sah sich um, die Werkbank, das Werkzeug, das Foto an der Wand, auf dem ein junger Mann neben diesem Wagen steht und in die Kamera sieht, als hätte er es eilig. Dann legte sie die Hand auf den Kotflügel, da, wo er morgens seine Hand hinlegte, und er blieb daneben stehen und sah sie dabei an, wie man jemanden ansieht, den man gerade erst kennenlernt.

Als ich losfuhr, standen die beiden noch im Tor. Ich sah im Spiegel, dass keiner von beiden weiter hineinging.

Im März schrieb sie mir, acht Zeilen.

Der Wagen läuft wieder. Malte brachte ihn im Januar mit seinem Vater an zwei Wochenenden zum Laufen. Ich brachte Kaffee in den Schuppen und blieb. Marie kommt seit Februar sonnabends mit ins Büro, weil sie es will und nicht, weil jemand sie braucht. Sie hatte im Februar Geburtstag und hat zwölf Leute eingeladen, ohne vorher zu fragen, ob das geht.

Sein Vater kommt weiter dienstags und freitags. Marie hat ihn im Januar gefragt, wie die Großmutter war, und er hat ihr zwanzig Minuten lang geantwortet. Mit uns redet er über Fahrzeuge.

Malte hat neulich etwas gesagt, das ich aufschreibe, weil ich es sonst vergesse. Er sagte, ihr sitzt jetzt anders.

Und ganz unten stand noch ein Satz.

Er hat mich gestern gefragt, ob ich Lust habe, mit ihm eine Runde zu fahren, mit dem Wagen, bis zur Küste und zurück, einfach so.

Ich habe ja gesagt.

Die Personen

Falls du zwischendurch nachsehen wolltest, wer wer ist: hier steht es. Vorn wollte ich es nicht hinstellen, weil ein Verzeichnis Namen nennt, die die Geschichte selbst erst später nennt.

Die Spedition Nortmeyer

Vier Generationen, und drei von ihnen kommen in diesem Buch vor.

· **Otto Nortmeyer** hat die Firma gegründet, mit einem Lastwagen, den er selbst reparierte. **Martha**, seine Frau, machte die Bücher, nahm die Aufträge an, wenn er unterwegs war, und zog vier Kinder groß. In der Chronik der Firma steht ihr Name nicht.

· **Carstens Vater** hat von Otto übernommen. Er ist achtzig, kommt dienstags und freitags in die Firma und hat einen Schlüssel. Er hat den Nachmittag in der Küche so gewollt. Gebeten wird er dreimal, an den Tisch zu kommen. **Carstens Mutter** war im Betrieb, ihr Leben lang, ohne dass es jemand so genannt hätte. Sie starb mit achtundvierzig, da war Carsten elf. **Hermann** war ihr älterer Bruder und starb als Kind.

· **Carsten Nortmeyer**, einundfünfzig, Geschäftsführer und alleiniger Gesellschafter. **Anke Nortmeyer**, geborene Pohlmann, zweiundfünfzig, gelernte Bankkauffrau, vorher Firmenkundenberaterin bei der Sparkasse. Sie macht Buchhaltung, Personal, Löhne, Banken und Versicherungen. Auf der Internetseite der Firma steht sie unter Verwaltung.

· **Malte**, siebzehn, macht im nächsten Jahr Abitur und will ausdrücklich nicht in die Firma. **Marie**, vierzehn.

Ankes Familie

· **Hildegard**, Ankes Großmutter, die Mutter ihrer Mutter. Ihr gehörte ein Laden. **Josef** war der Mann, mit dem sie verlobt war, bevor sie heiratete. Er kam aus dem Krieg nicht zurück, und danach wurde über ihn nicht mehr gesprochen. Anke hört den Namen das erste Mal mit über fünfzig, von ihrer Mutter, im Nebensatz.

Die Führungsrunde

· **Uwe Rethmann**, siebenundfünfzig, Fuhrpark und Werkstatt. Neunundzwanzig Jahre im Haus, die ersten elf als Fahrer. Er war vor Carsten da und vor Anke.

· **Sandra Kolbe**, vierunddreißig, Disposition, neun Jahre im Haus. Sechs Disponenten und die Nachtschicht gehen bei ihr durch, einen Titel dafür hat sie nicht. In einer Spedition ist die Disposition das Nervenzentrum, und wer dort sitzt, redet mit jedem.

· **Marco Piontek**, sechsundvierzig, Leiter Umschlag und Lager, vierzehn Jahre im Haus. Zweiundzwanzig Leute in zwei Schichten. Redet wenig und weiß alles, was nachts auf dem Hof passiert.

· **Arne Dahlke**, einundvierzig, Vertrieb, sechs Jahre im Haus. Der Einzige, der offen fragt, wer eigentlich entscheidet.

· **Beate Ostermann**, achtundfünfzig, Buchhaltung, siebzehn Jahre im Haus.

Und außerdem

· **Dr. Peter Holt** erzählt diese Geschichte. Er wird im Herbst angerufen und fährt drei Jahre lang hin.

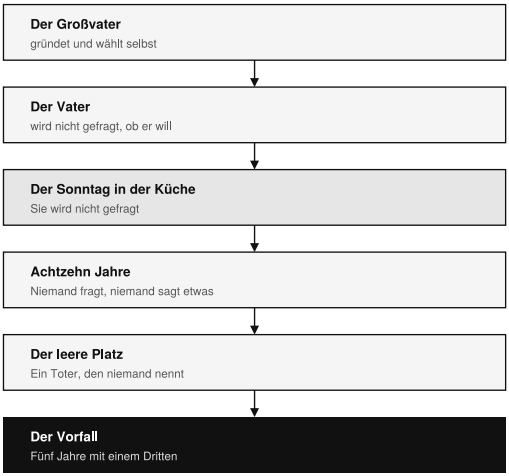
· **Simon Wendt**, fünfundfünfzig. Hatte eine eigene Firma, Messtechnik, und hat sie vor sechs Jahren verkauft.

Die Bilder

Drei Bilder zu dem, was in diesem Buch passiert ist. Sie erklären nichts, was die Geschichte nicht schon gezeigt hat, und sie stehen hier, weil manches sich leichter ansieht als liest.

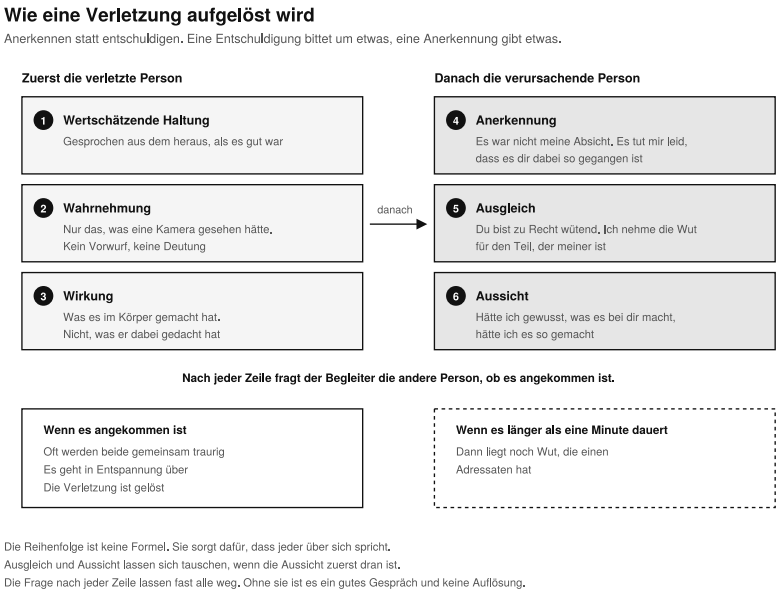
Die Kette

Der Vorfall, über den alle streiten, steht am Ende der Kette. Angefangen hat sie drei Generationen vorher.

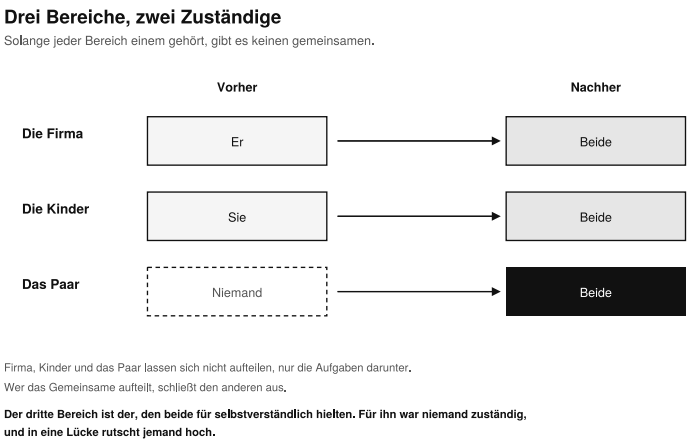


Jedes Glied macht das nächste möglich. Wer das letzte herausgreift, erklärt nichts und löst nichts. Nimmt man irgendein Glied heraus, sieht alles Folgende anders aus.

Über drei Generationen entsteht etwas, das niemand so gewollt hat. Aufgelöst wird von vorn, und das ist der Grund, warum der Vorfall, an dem am Ende alles hängt, als Letzter an die Reihe kommt.



Die sechs Zeilen aus Kapitel 4, in der Reihenfolge, in der sie gehen. Die Frage nach jeder Zeile, ob es angekommen ist, lassen fast alle weg. Ohne sie ist es ein gutes Gespräch und keine Auflösung.



Firma, Kinder und das Paar lassen sich nicht aufteilen, nur die Aufgaben darunter. Wer das Gemeinsame aufteilt, schließt den anderen aus, und in den Bereich, für den niemand zuständig ist, rutscht jemand hoch.

Was du am Montag anders machen kannst

Am Montagmorgen um sieben steht auf dem Hof ein Betrieb, kein Modell. Deshalb drei Sachen, die du an einem Montag machen kannst. Alle drei sind in diesem Buch vorgekommen, und für keine davon brauchst du mich.

Sag vorher, wer entscheidet. In der Spedition war jahrelang nicht klar, wer entscheidet, und am Ende landete alles bei derselben Frau. Nimm den nächsten Punkt, der bei dir offen ist, und sag vorher, wer ihn entscheidet, und zwar vor denen, die es angeht.

Frag den, den es angeht, und nicht den Dritten. Hier haben zwei Menschen eine Frau aus der Disposition gefragt, wie der andere drauf ist. Sie hat es gut gemacht, und sie hat etwas getragen, das ihr nicht gehört. Wenn du wissen willst, wie es deiner Frau geht, frag deine Frau.

Und wenn der andere sauer ist, räum es nicht weg. Der Satz, mit dem es in diesem Buch jedes Mal anfängt, besteht aus zwei Teilen: Ich sehe, was das mit dir gemacht hat, und es war nicht meine Absicht. Mehr ist das nicht, und es ist der schwerste Satz von allen.

Eine Unterscheidung gehört dazu, weil sie den Unterschied macht und weil fast alle sie falsch herum haben. Eine Entschuldigung ist das nämlich nicht. Wer sich entschuldigt, bittet um etwas, und geben soll es derjenige, den er verletzt hat. Der muss nun sagen, es sei schon gut, und damit liegt die Arbeit wieder bei dem, bei dem das Leid entstanden ist. Daran erkennt man es: Nach einer Entschuldigung ist der Verletzte dran. Nach einer Anerkennung niemand.

Das ist noch nicht die Arbeit. Das sind drei Stellen, an denen du am selben Tag merkst, ob bei dir etwas offen ist.

Wie die Arbeit selbst geht, steht nicht in diesem Buch. Die Geschichte war mir der wichtigere Teil, und wer die Regeln im Einzelnen will, die Verfahren und weitere Beispiele, findet das auf meiner Internetseite, hanseatisches-institut.de, und dort kostet es nichts.

Eines gehört noch dazu, damit nichts größer dasteht, als es ist. Was du hier gesehen hast, ist Handwerk. Eine Weltanschauung steckt nicht dahinter. Ich nenne die Grundsätze dieser Arbeit Systemgesetze, weil mir diese Zusammenhänge in achtundzwanzig Jahren immer wieder begegnet sind, und Naturgesetze sind es nicht. Wenn ich sage, dass ein Platz zieht oder dass Vorfahren Kraft geben, dann beschreibe ich, was Menschen bei mir erleben, und behaupte nicht, dass es damals genau so war.

Was du heute Abend machen kannst

Zwei Sachen, in dieser Reihenfolge, und eine, die du lassen solltest.

Eins vorweg, für den häufigsten Fall. Wenn du dieses Buch von deiner Frau oder deinem Mann geschickt bekommen hast, dann weiß der andere, woher die Frage kommt, bevor du sie gestellt hast. Dann sag es zuerst. Ich habe das von dir bekommen, ich habe es gelesen, und eine Sache darin will ich dich fragen. Sonst bleibt es meine Frage, und das merkt der andere am Tonfall.

Fragt euch gegenseitig nach dem Anfang. Wann war es zwischen euch beiden zuletzt richtig gut? Nicht im Betrieb. Zwischen euch. In meiner Arbeit beginnt die Suche an dieser Stelle, und für diesen Abend genügt, dass du die Antwort des anderen zu Ende hörst.

Schreibt auf, wer sich bei euch für was verantwortlich fühlt, jeder für sich. Firma, Kinder, ihr beide. Danach legt die zwei Zettel nebeneinander.

Was dort auf keinem von beiden steht, ist euer Thema, und wer bei euch bisher übernommen hat, was oben offen geblieben ist, fällt dir dabei von selbst ein. Mit dieser Person redet ihr noch nicht. Wie das aussieht, steht im dritten Bild ein paar Seiten vorher.

Und für die Wochen danach ein verabredeter Abend, an dem ihr euch erzählt, wie diese Woche war. Das ist der Unterschied zwischen einer Klärung, die hält, und einer, die nach einem halben Jahr verblasst.

Und was ich nicht allein probieren würde. Verstorbene, leere Plätze und Wut, die keinen Adressaten findet, also fast alles, was in diesem Buch an den langen Nachmittagen passiert. Für die zwei Sachen oben gilt das nicht, die kannst du heute Abend machen, und schlimmstenfalls kommt eine Antwort,

die du nicht erwartet hast. Bei dem anderen ist es anders: Wer dort auf halbem Weg stehen bleibt, hat danach mehr offen als vorher.

Dasselbe gilt für das Gespräch mit deinen Kindern. Warum gerade dein eigener Küchentisch dafür der ungeeignetste Ort ist, hast du im Roman gesehen.

Wenn du dich wiedererkennst

Gibt es bei euch eine Entscheidung, die sachlich längst geregelt ist und trotzdem jedes halbe Jahr wiederkommt? Seit wann ist das so, und was war davor anders?

Wer in deinem Betrieb weiß zuerst, wie es deinem Partner geht?

Welche Zahl kennt einer von euch beiden genau und sagt sie nicht?

Wenn dein Kind Geburtstag feiern will, überlegt es dann vorher, ob die Stimmung im Haus das gerade zulässt?

Und die unangenehmste zum Schluss. Wann hast du deinen Partner zuletzt gefragt, wie sein Tag war, und die Antwort zu Ende gehört? Nicht gefragt. Zu Ende gehört.

Wenn du bei einer dieser Fragen hängen geblieben bist, kannst du darüber eine Stunde mit mir telefonieren, allein oder zu zweit. Das kostet nichts, es wird darin nichts aufgelöst, und danach nein zu sagen ist auf beiden Seiten in Ordnung. Was eine Begleitung kostet und wie lange sie dauert, steht ein paar Seiten weiter.

Was es gekostet hat

Weil die Frage immer kommt, hier die Zahlen zu diesem Fall. Vorweg der Satz, der dazugehört: Dieser Fall war ungewöhnlich umfangreich.

Die Kette reichte über drei Generationen, es lag eine Verletzung darin, von der einer der beiden nichts wusste, und es waren zwei Betriebe an zwei Enden derselben Geschichte beteiligt. Es gibt Fälle, die in einem halben Jahr zu Ende sind, und es gibt längere.

Hier waren es drei Jahre. Etwa fünfzig Termine, jeder drei bis vier Stunden, einzeln und gemeinsam, bei mir, auf dem Hof und am Bildschirm. In den dichten Phasen kam jeder von beiden wöchentlich. Nach einer Auflösung durfte Zeit vergehen.

Drei Jahre sind nicht der Preis für ein Unternehmerpaar. Sie waren der Preis für dieses.

Weil Unternehmer an dieser Stelle nach einer Größenordnung fragen und sich sonst das Schlimmste ausrechnen, hier die Zahlen, die ich nennen kann. Die meisten Paare, mit denen ich arbeite, brauchen zwischen einem halben und anderthalb Jahren und kommen in dieser Zeit zwölf- bis zwanzigmal. Ein Termin dauert drei bis vier Stunden, weil weniger nicht geht: Was aufgemacht wird, muss am selben Tag wieder zu.

Das Honorar steht auf meiner Internetseite. Während ich das schreibe, sind es dreihundertfünfzig Euro netto die Stunde; wenn du das hier Jahre später liest, rechne mit mehr. Weil die Multiplikation sonst jeder selbst macht und dabei meistens falsch liegt, rechne ich sie vor. Zwölf bis zwanzig Termine von drei bis vier Stunden, dazu die halbe Fahrzeit und die Kilometer, ergeben für einen Fall üblichen Umfangs netto etwa fünfzehn- bis fünfunddreißigtausend Euro,

verteilt über ein halbes bis anderthalb Jahre. Der Fall in diesem Buch lag mit fünfzig Terminen über drei Jahre bei einem Mehrfachen davon.

Wenn du anrufst

Der schwerste Schritt in diesem ganzen Buch ist nicht die Auflösung. Es ist der Anruf. Dafür nennt man mir fünf Gründe, und ich halte alle fünf für berechtigt.

Du weißt nicht, was kommt. Niemand meldet sich gern irgendwo, wo er nicht einschätzen kann, was danach von ihm verlangt wird. Deshalb sage ich es vorweg. Im ersten Gespräch wird nichts aufgelöst und nichts entschieden. Es wird angesehen, ob eine Kette da ist und wo sie ungefähr anfängt. Entschieden wird danach und nicht vorher, und zwar von beiden Seiten.

Du hast schon einiges versucht. Ein Seminar, ein Coaching, ein Buch, eine Vereinbarung, manchmal eine Mediation. Es hat eine Weile gehalten, und dann war es wieder da.

Oft war das Seminar richtig und kam zu früh. Was man sehen und trainieren kann, liegt oben, und das hält, sobald unten nichts mehr offen ist. Dann war es auch nicht umsonst.

Wer das zweimal erlebt hat, glaubt irgendwann, bei ihm gehe es eben nicht. Das ist der falsche Schluss, und es ist der häufigste.

Du kennst die Wörter nicht. Musst du auch nicht. Von den beiden, um die es in diesem Buch geht, kannte sie keiner. Die Frau, um die es geht, hat am Telefon über Abläufe gesprochen, weil ihr das Richtige nicht über die Lippen kam. Ihr Mann hat beim ersten Mal gesagt, das sei ja spooky. Keiner von beiden musste vorher irgendetwas lernen, und keiner von beiden hat je einen Fachbegriff benutzt.

Du hast Angst, dass dann etwas losgeht, das du nicht mehr anhalten kannst. Diesen Grund nennt mir fast immer die Hälfte eines Paares, die allein anruft, und meistens ist es die Frau.

Dazu drei Sätze, und ich meine sie so.

Was du mir allein sagst, bleibt bei mir. Ich erzähle deinem Partner nichts davon, auch nicht, dass du angerufen hast. Das ist kein Satz aus Höflichkeit. Dieselbe Entscheidung hat mich in diesem Fall einen ganzen Nachmittag und die Wut eines Mannes gekostet, und ich würde sie wieder so treffen.

Ein erstes Gespräch setzt nichts in Gang. Es taucht in keiner Buchhaltung auf, und es gibt keinen zweiten Termin, den ich dir schon einmal vormerke. Was danach kommt, steht in deinen Büchern, und wer die führt, weißt du selbst. Dieses Buch führt zweimal vor, wie etwas auf diesem Weg herauskommt, und ich sage es deshalb vorher.

Und aufhören kannst du danach, ohne es zu begründen. Auch nach dem dritten Termin.

Eine Grenze gehört dazu, und ich nenne sie lieber selbst. Meine Vertraulichkeit ist eine Berufspflicht und kein Verfahrensrecht. Wenn vor einem Gericht über dich gestritten wird, bin ich dort ein Zeuge wie jeder andere, denn das Recht, nichts zu sagen, haben Ärzte und Anwälte und ich nicht. Deshalb halte ich meine Aufzeichnungen so, dass sie nicht gegen dich zu verwenden sind: keine Namen Dritter, keine Wörtlichkeit, nur das, was ich für den nächsten Termin brauche, und nach Abschluss wird vernichtet, was nicht aufbewahrt werden muss. Wer mehr Schutz braucht als das, braucht ein Verfahren und nicht eine Begleitung, und dann sage ich das am ersten Tag.

Und du leidest, ohne darüber zu reden. Das ist der Teil, der am meisten kostet, und er ist der Grund, warum es so lange dauert. In den Kreisen, in denen Unternehmerpaare sich bewegen, funktionieren alle. Man sagt, es sei ge-

rade viel zu tun. Man sagt nicht, dass man seit Jahren abends nebeneinandersitzt und nichts voneinander mitbekommt.

Diesen ersten Satz einmal laut zu sagen ist das Schwerste an der ganzen Sache. Schwerer als alles, was danach kommt.

Er muss nicht zuerst zu deinem Partner gehen. Und er muss nicht von euch beiden kommen.

Es ruft auch jemand an, der nicht zum Paar gehört. Ein Sohn, bei dem im Betrieb alle Wege zusammenlaufen. Eine Tochter, die abends zugehört hat, seit sie zehn war. An der eigenen Seite lässt sich arbeiten, auch wenn die Eltern nicht mitkommen, und das ist keine halbe Sache. Was zwischen den beiden liegt, bleibt dann allerdings liegen, und das sage ich vorher.

In diesem Buch hat eine angerufen, abends, kurz nach sieben. Sie hatte sich ihre Antwort vorher zweimal vorgesagt, Abläufe, Entscheidungswege, Geschwindigkeit. Dann war es still, weil sie in diesem Moment merkte, dass sie ihre Antwort selbst nicht glaubte.

Die Frage lautete nicht, was bei Ihnen nicht läuft.

Sie lautete, wo Sie hinwollen.

Ein Wort zur Entstehung

Die Methode, die Fälle und die Gedanken in diesem Buch stammen aus achtundzwanzig Jahren Praxis. System ***Empowering*** und die Arbeit mit dem, was Menschen aus ihren Familien mitbringen, sind über diese Jahre am Hanseatischen Institut in Hamburg entstanden und werden dort in der Ausbildung zum Coach und zum CoachMediator weitergegeben.

Erfunden habe ich das nicht. Die Arbeit mit Plätzen und mit den Generationen davor kommt aus der Aufstellungsarbeit, die Trennung von Beobachtung und Deutung aus der Gewaltfreien Kommunikation, die Frage nach dem Ziel statt nach dem Problem aus der lösungsorientierten Kurzzeittherapie, die Ebenen aus dem NLP, und das Modell der drei Kreise von Tagiuri und Davis aus der Forschung zu Familienunternehmen. Mein eigener Anteil ist die Reihenfolge, der Ausgleich der Wut und die Frage, ob etwas angekommen ist.

Der Fall in diesem Band ist erfunden. Die Muster darin sind es nicht. Ich habe sie in Speditionen gesehen, in Handwerksbetrieben, in Kanzleien und in Familienunternehmen jeder Größe, und fast immer stand am Anfang derselbe Satz: Es ging doch eigentlich nur um die Firma.

Mein Dank gilt den Unternehmerpaaren, die mich über Jahre an ihre Tische gelassen haben.

Bei der sprachlichen Ausarbeitung und der Gestaltung haben mich KI-gestützte Werkzeuge unterstützt. Die Verantwortung für jeden Gedanken trage ich.

Die beiden anderen Romane. *Dreiunddreißig Jahre*, Unternehmerroman über eine Nachfolge, und *Als wir noch alle an einen Tisch passten*, Unternehmerroman über eine Firma im Wachstum.
Beide sind unabhängig von diesem Buch lesbar und ebenso kostenfrei.

Was dieses Buch kann

Dieses Buch löst nichts auf. Es kann das nicht. Was es kann, ist dir zeigen, dass bei dir etwas offen ist und wo es angefangen haben könnte. Das ist schon etwas. Die Lösung ist es nicht.

Der Mann aus diesem Buch hat das an einem Vormittag im April erlebt. Er hat zum ersten Mal gesehen, was er bei seiner Frau angerichtet hatte, und danach gesagt, dann sei das jetzt also umsonst gewesen. Es war nicht umsonst, es war der Punkt, von dem aus überhaupt etwas ging. Aufgelöst war es vierzehn Monate später.

Wenn du beim Lesen etwas erkannt hast, dann stehst du da, wo er an diesem Vormittag im April stand. Das ist der richtige Ort, und weiter bringt dich ein Buch nicht.

Und wenn du dabei an einen Abend bei dir gedacht hast, der ähnlich lief, dann weißt du, welche Frage heute noch offen ist. Das Schwere daran ist nicht, sie zu stellen, sondern die Antwort abzuwarten.

Ein Buch, das weiterwächst

Kennst du das: Du willst alles richtig machen, und es entsteht trotzdem ein Konflikt?

Davon handelt dieses Buch. Von Menschen, die es gut meinen. Von Entscheidungen, die vernünftig sind und das Gegenteil bewirken. Und von dem, was möglich wird, sobald die Stelle gefunden ist, an der es wirklich hängt.

Dieses Buch ist fertig. Jede Fassung, die ich herausgebe, ist vollständig, keine ist ein Entwurf.

Abgeschlossen ist es trotzdem nicht. Ich arbeite seit achtundzwanzig Jahren mit Unternehmern, und was ich dabei verstehe, verändert sich weiter. Alle paar Monate sehe ich etwas, das ich hier anders beschreiben würde. Das geht in die nächste Fassung ein. Mindestens zweimal im Jahr erscheint eine neue.

Und was du mir schreibst, geht auch ein. Eine Stelle, die bei dir nicht ankommt. Eine Frage, die offen bleibt. Ein Fall aus deiner eigenen Firma, der anders gelaufen ist als der hier.

Info@hanseatisches-institut.de

Ich lese jede Zuschrift selbst.

Vielleicht verändert dieses Buch deine Sicht auf eine Sache. Vielleicht verändert deine Erfahrung dieses Buch.

Dr. Dieter Bischop

Wichtiger Hinweis

Dieses Buch ist ein Roman. Figuren, Unternehmen und Handlungsabläufe sind literarisch verdichtet und verfremdet. Einzelne Motive beruhen auf Erfahrungen aus der beruflichen Praxis des Autors. Keine Figur bildet eine reale Person ab und kein Handlungsstrang einen einzelnen realen Fall. Die Spedition Nortmeyer gibt es nicht.

Verdichtet wurde, damit sichtbar wird, was sich sonst über Jahre verteilt und im Einzelnen leicht übersehen wird. Was bleibt, ist das Muster, nicht der Fall.

Dr. Peter Holt ist eine literarische Figur. In ihn sind einzelne biografische Erfahrungen des Autors eingeflossen, darunter die geschilderte Arbeit an der eigenen Familienlinie.

Die Zusammenhänge, mit denen in diesem Buch gearbeitet wird, sind Annahmen und Praxiserfahrungen innerhalb von System ***Empowering*** und keine empirisch abgesicherten Kausalitäten. Was die Figuren innerlich sehen und spüren, ist ihr Erleben und kein Beweis.

Was dieses Buch zu rechtlichen, steuerlichen und vertraglichen Fragen sagt, ersetzt keine Beratung im Einzelfall.

Impressum

Der zweite Schreibtisch Unternehmerroman über ein Paar und seine Firma

Dr. Dieter Bischop

Fassung vom 16. Oktober 2026

Die jeweils aktuelle Fassung steht auf hanseatisches-institut.de

© 2026 Dr. Dieter Bischop, Hanseatisches Institut

Herausgeber und Verlag:
Hanseatisches Institut Dr. Dieter Bischop
Wiesenhof 3a
24217 Krokau
hanseatisches-institut.de
Info@hanseatisches-institut.de

Kostenloses Exemplar. Nicht für den Verkauf bestimmt.

Dieses Buch ist ein Geschenk. Die unveränderte Weitergabe der vollständigen Datei ist ausdrücklich erwünscht und kostenfrei gestattet, an einzelne Menschen ebenso wie im Betrieb. Du darfst es weiterleiten, ausdrucken und verschenken, so oft du willst.

Vorbehalten bleiben die Bearbeitung, die Kürzung, die Übersetzung, die auszugsweise Vervielfältigung und jede entgeltliche Verbreitung. Im Übrigen sind alle Rechte vorbehalten.

Die im Buch dargestellten Überlegungen zu rechtlichen, steuerlichen und vertraglichen Fragen dienen der allgemeinen Orientierung und ersetzen keine Beratung im Einzelfall. Steuer- und Rechtslage ändern sich; verbindliche Auskünfte geben nur Steuerberater, Rechtsanwälte und Notare für den konkreten Fall. Der Autor und der Herausgeber übernehmen keine Haftung für Entscheidungen, die auf Grundlage dieses Buches getroffen werden.

Umschlag und Satz: Dr. Dieter Bischop.

Wenn dir etwas auffällt, das nicht stimmt, schreib es mir.